



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Blinde Väter

Das Erleben von Vaterschaft am Rande öffentlicher Wahrnehmung

Verfasserin

Dr. Elisabeth Scheicher

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 298

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Psychologie

Betreuer: Ass.-Prof. Mag. Dr. Harald Werneck

Mein Dank

gilt all jenen, die an der Realisierung dieser Diplomarbeit beteiligt waren.

Besonders hervorheben möchte ich dabei meine Kinder, die mich mit ihren Computerkenntnissen aus nahezu hoffnungslos erscheinenden Situationen retteten, sowie meine Freundin Andrea, die mich mit sehr viel Herz und Empathie auf meinem Weg bis zu Fertigstellung der vorliegenden Diplomarbeit begleitete.

Ganz besonders danke ich Herrn Ass.-Prof. Mag. Dr. Harald Werneck, der meiner Bitte, bei ihm diese Diplomarbeit schreiben zu dürfen, mit unvoreingenommener Offenheit, großem Vertrauen und neugierigem Interesse begegnete.

Weiters bedanke ich mich nochmals sehr herzlich bei allen Vätern, die sich spontan auf meine Bitte um Interviews meldeten, um ihren Beitrag an der Auseinandersetzung mit einer kaum erforschten Thematik zu leisten. Ohne ihre Bereitschaft, Einblicke in ihr Privatleben zu gewähren, ihre Wahrnehmungen, Gefühle und ihr Erleben zu reflektieren, wäre nicht nur Wesentliches verborgen geblieben, sondern diese Arbeit erst gar nicht realisierbar gewesen.

Meine Liebe

gilt meinem Mann, der seinem vor mehr als dreißig Jahren geleisteten Versprechen, mich auf meinem Lebensweg begleiten zu wollen und in allem zu unterstützen, was immer ich auch vorhabe, mit einer für ihn bezeichnenden Selbstverständlichkeit nachkommt, wofür ich ihm unendlich dankbar bin.

Was lange währt, wird endlich gut...

Kurzfassung

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit dem Erleben der Vaterschaft blinder und sehbehinderter Menschen, wodurch die Vaterforschung, deren Fokus vornehmlich auf sehende Väter gerichtet ist, um einen nicht unbedeutenden Aspekt erweitert und aus einer weithin unbeachteten Perspektive beleuchtet werden soll. Neben der Auseinandersetzung mit theoretischen Grundlagen und Begriffsklärungen wird auch den bis dato erfolgten wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mit behinderten Vätern befassen, Raum gegeben. Interviews mit sieben blinden, bzw. sehbehinderten Vätern erlauben Einblicke in deren Gestaltung der Vaterschaft, ihre Einstellungen, Hoffnungen, Bedenken und Erfahrungen. Auch ihre persönliche Einschätzung, ihr Rollenbild betreffend, bietet interessante Ansätze. Die Aussagen werden gemäß der qualitativen Inhaltsanalyse analysiert, die Ergebnisse anschließend diskutiert.

Abstract

This thesis examines the experiences of visually impaired fathers. It attempts to fill an academic void by enriching research on paternity, which to date, has focused primarily on men with sight. The findings are based on interviews with seven blind or visually impaired fathers. The interviews captured information on their family relationships and living arrangements and provided insight into their attitudes, hopes, concerns and life experiences. In addition, the subjects' views on how paternity is different for them, compared to sighted fathers, offers interesting perspectives. The results of this thesis were developed on the qualitative analysis of the participants' statements and will be presented subsequently. Furthermore, basic principles of theory were used and the document contains references to relevant subject matter literature.

Im Sinne einer leichteren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit das generische Maskulinum verwendet. Selbstverständlich wird aber stets auf weibliche und männliche Personen gleichermaßen Bezug genommen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	10
THEORETISCHE GRUNDLAGEN.....	11
1 SEHBEHINDERUNG / BLINDHEIT.....	11
1.1 Statistische Daten zu Blindheit und Sehbehinderung.....	11
1.2 Bestimmung der Sehschärfe (Visus, Sehstärke).....	12
1.3 Ursachen der Erblindung.....	13
1.4 Darstellung der im Text erwähnten Augenerkrankungen.....	14
2 VATERFORSCHUNG.....	16
2.1 Erforschung einer Randgruppe.....	17
2.2 Entwicklung der Vaterforschung.....	18
2.3 Phasen der Vaterforschung.....	20
2.4 Voraussetzungen der modernen Vaterforschung.....	22
2.5 Methodenwahl in der Vaterforschung.....	22
EXKURS: Das Längsschnittprojekt „Familienentwicklung im Lebenslauf“ (FIL)...	23
3 VATERSCHAFT.....	25
3.1 Vaterrolle.....	25
3.1.1 Definition der Vaterrolle.....	25
3.1.2 Instrumentelle und expressive Elternrolle.....	26
3.1.3 Wandel der Vaterrolle.....	26
3.1.4 Vater zwischen Beruf und Kind.....	28
3.2 Väterliches Engagement.....	29
3.2.1 Dimensionen väterlichen Engagements nach Lamb (1987).....	30
3.2.2 Väterliches Involvement.....	31
3.2.3 Vater-Kind-Beziehung.....	32
3.3 Vaterschaftskonzepte.....	33

3.3.1	Konzept der Generativität.....	34
3.3.2	Subjektives Vaterschaftskonzept.....	35
3.3.3	Konzept der Vaterarbeit.....	36
3.3.4	Vaterbilder: Vom traditionellen zum „neuen“ Vater.....	36
3.4	Die „neuen Väter“.....	37
3.4.1	Die „neuen Väter“ in den Medien.....	38
3.4.2	Veränderung auf der Einstellungs- oder Verhaltensebene.....	39
4	ELTERNSCHAFT BEHINDERTER MENSCHEN	41
4.1	Wissenschaftliche Nichtbeachtung der Situation behinderter Eltern.....	42
4.2	Sexualität, Partnerschaft und Elternschaft.....	43
5	SCHWERPUNKTFORSCHUNG.....	45
5.1	Forschungsstand zur Thematik „Eltern mit Behinderung“.....	45
5.2	Forschungsstand zur Thematik „blinde und sehbehinderte Eltern“.....	48
	EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG.....	54
6	DARSTELLUNG DES FORSCHUNGSINTERESSES.....	54
7	QUALITATIVE METHODENWAHL.....	57
7.1	Aspekte qualitativer Interviews.....	58
7.2	Das Problemzentrierte Interview.....	59
7.2.1	Drei Grundpositionen des Problemzentrierten Interviews.....	60
7.2.2	Methodologische Prämissen des Problemzentrierten Interviews.....	61
7.3	Erhebungsmethoden.....	61
7.3.1	Kurzfragebogen.....	61
7.3.2	Leitfaden.....	62
7.3.3	Auswahl der Interviewpartner.....	62
7.3.4	Stichprobe.....	63
7.4	Auswertungsmethoden.....	65
7.4.1	Transkription.....	66

7.4.2 Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (1982).....	66
7.4.2.1 Zusammenfassende Inhaltsanalyse.....	67
7.4.2.2 Kategorienbildung.....	68
8 DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE.....	69
8.1 Analyse der Interviews.....	69
8.1.1 Vorgehensweise.....	69
8.1.2 Auswertung nach Kategorien.....	71
8.1.2.1 Einfluss der Sehbehinderung auf Kinderwunsch.....	71
8.1.2.2 Kinderwunsch.....	76
8.1.2.3 Erstelternschaft sehbehinderter Väter.....	82
8.1.2.4 Verständnis von Vaterschaft.....	86
8.1.2.5 Partnerschaft und soziales Umfeld.....	91
8.1.2.6 Vater-Kind-Interaktion.....	97
8.1.2.7 Faktor Blindheit in der Vater-Kind-Beziehung.....	102
8.2 Kurzfassung der Ergebnisse.....	112
9 REFLEXION.....	115
10 RESÜMEE UND AUSBLICK.....	126
Nachwort.....	127
Literaturverzeichnis.....	128
Anhang.....	139

Vorwort

Die Auseinandersetzung mit der Thematik „Blindheit“ und die Erkenntnis, dass sich blindenspezifische Fachliteratur betreffend Elternschaft in erster Linie mit blinden Kindern, nicht aber mit blinden Eltern befasst, bedingte eine intensive Recherche hinsichtlich des Forschungsstandes der Elternschaft, bzw. Vaterschaft blinder und sehbehinderter Menschen.

Bei der Sichtung der Literatur zeigte sich, dass innerhalb der Vaterforschung, die in den letzten Jahrzehnten einen merklichen Aufschwung erlebte, die große Anzahl behinderter Väter bis dato kaum berücksichtigt wurde.

Das Hauptaugenmerk auf blinde Eltern gerichtet, wurde offensichtlich, dass in dieser Randgruppenthematik blinde Mütter durchaus - wenn trotzdem nur marginal - von gewissem wissenschaftlichem, vor allem bindungstheoretischem Interesse erscheinen, blinde Väter in einschlägiger Literatur jedoch so gut wie nicht thematisiert werden. Je ernüchternder die Erkenntnis hinsichtlich mangelnden Wissenschaftsinteresses angesichts der großen Zahl an behinderten, bzw. blinden Vätern verlief, desto mehr keimte der Wunsch, aufzudecken, was zwar durchaus existent, aber wenig dokumentiert ist und weiters jenen Arbeiten Platz zu bieten, die unter verschiedensten Aspekten diesbezügliche Forschungslücken bereits zu füllen trachteten.

In der vorliegenden Diplomarbeit sollen zuerst theoriegeleitet die Grundzüge der Vaterforschung erörtert, sowie notwendig erscheinende Grundlagen, die Vaterschaft und Sehbehinderung betreffend, dargestellt werden. Anschließend wird versucht, den aktuellen Forschungsstand hinsichtlich der Elternschaft blinder und sehbehinderter Menschen - mit Fokus auf blinde Väter - zu erfassen.

Im Zentrum der empirischen Untersuchung steht das Bemühen, das Erleben und die Wahrnehmung der Vaterschaft blinder und sehbehinderter Väter darzustellen. Interviews mit sieben betroffenen Vätern ermöglichen Einblicke in deren Gefühlswelten, ihre Erwartungen, aber auch Einschränkungen im Erleben ihrer Vaterschaft. Die Gespräche werden gemäß der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1982) ausgewertet, die Aussagen der Väter im Quervergleich dargestellt. Anschließend erfolgen eine Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse.

THEORETISCHE GRUNDLAGEN

1 SEHBEHINDERUNG / BLINDHEIT

Das folgende Kapitel soll überblicksartig in die Thematik von Sehbehinderung und Blindheit einführen.

1.1 Statistische Daten zu Blindheit und Sehbehinderung

Der Bericht der Bundesregierung über die Lage von Menschen mit Behinderungen in Österreich (2008) stellt die aktuellste Quelle statistischer Daten über Menschen mit Behinderungen in Österreich dar. Die Mikrozensus Erst-Erhebung des Österreichischen Statistischen Zentralamts erhob im 4. Quartal 2007 / 1. Quartal 2008 folgende Zahlen:

Insgesamt gelten in Österreich ca. 1,6 Mio. Personen zwischen 16 und 64 Jahren als behindert im engeren oder weiteren Sinn. Ca. 630.000 Personen gelten als behindert im engeren Sinn, d.h. sie weisen eine subjektiv wahrgenommene starke Beeinträchtigung bei der Verrichtung alltäglicher Arbeiten auf, die mindestens schon sechs Monate dauert (Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, 2009, S. 9).

Neben Problemen mit der Beweglichkeit (13 %) und chronischen Beschwerden (7 %) stellen dauerhafte Probleme mit dem Sehen (3,9 %) die am dritthäufigsten genannte Beeinträchtigung innerhalb der österreichischen Bevölkerung dar. Demnach sind in Österreich rund 318.000 Personen von dauerhaften Sehproblemen betroffen, wobei Frauen häufiger betroffen sind als Männer (4,3% vs. 3,4%). Als dauerhafte Sehprobleme gelten Sehbeeinträchtigungen, die trotz Brille, Kontaktlinse oder anderer Sehhilfen bestehen (Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, 2009, S. 10f.).

1.2 Bestimmung der Sehschärfe (Visus, Sehstärke)

Man unterscheidet zwischen korrigierbaren und nicht korrigierbaren Sehbeeinträchtigungen. Als sehbehindert gilt, wer trotz Korrektur durch Brille, Kontaktlinsen oder anderer Sehhilfen nicht mehr als 30% (Visus von 0,3) von dem sieht, was ein Normalsichtiger erkennt.

Der Visus (Sehstärke, Sehschärfe) wird wie folgt definiert: „Der Visus ist der Quotient aus der Entfernung, in der ein Zeichen erkannt wird und der Entfernung, aus der dieses Zeichen erkannt werden müsste“ (Degenhardt, 2007, S.41). Das bedeutet, dass ein Sehbehinderter mit einer Sehkraft von 5% (Visus von 0,05 oder 1/20) aus 1 m Entfernung so viel erkennen kann wie ein Normalsichtiger aus 20 m Entfernung. Auch Gesichtsfeldeinschränkungen, wie sie z.B. durch das Glaukom oder die Retinopathia pigmentosa (werden in Kapitel 1.4 beschrieben) hervorgerufen werden, können entsprechende Sehbehinderungen bedingen.

Die ICD-10 (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems) der WHO klassifiziert den Schweregrades der Sehbeeinträchtigung wie folgt:

- Stufe 0: Leichte oder keine Sehbeeinträchtigung: Sehvermögen größer als 30 % (Visus > 0,3)
- Stufe 1: Mittelgradige Sehbeeinträchtigung: Sehvermögen kleiner / gleich 30 % (Visus < 0,3).
- Stufe 2: Schwere Sehbeeinträchtigung: Sehvermögen ist kleiner / gleich 10 % (Visus < 0,1).
- Stufe 3: Hochgradige Sehbehinderung: Das Sehvermögen ist kleiner / gleich 5 % (Visus < 0,05).
- Stufe 4: Blindheit: Das Sehvermögen ist kleiner / gleich 2 % (Visus < 0,02), Lichtwahrnehmung.
- Stufe 5: Blindheit (Amaurose): Keine Lichtwahrnehmung.

(Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information. ICD-10, 2013)

Rath (2000, S.105) kritisiert, dass es trotz WHO-Vorgabe keine international einheitliche Definition der Sehschädigung gebe und jede Unterteilung zwangsläufig eine willkürliche Festlegung bedeute.

In Österreich wird laut Gruber und Hammer (2002, S. 9) folgende Einteilung zur Bestimmung der Sehschärfe herangezogen:

- Normalsichtigkeit: Visus: 1,2 - 0,8
- Auffälliges Sehvermögen: Visus: 0,7 - 0,4
- Sehschädigung: Visus: < 0,3
- Geringe Sehschädigung: Visus: 0,3 - 0,1
- Mittlere Sehschädigung: Visus: 0,08 - 0,05
- Hochgradige Sehschädigung: Visus: 0,04 - 0,02
- Blind im Sinne des Gesetzes: Visus < 0,02 (1/50) oder
- konzentrische Gesichtsfeldeinengung auf 5° allseits vom Zentrum
- Blind: Keine Lichtwahrnehmung; Amaurose

1.3 Ursachen der Erblindung

Nach WHO-Angaben aus dem Jahr 2002 (Resnikoff et al., 2004, p. 848) wird die Blindheit in Mitteleuropa durch folgende Krankheiten verursacht:

- Altersabhängige Makuladegeneration: 50 %
- Glaukom: 18 %
- Diabetische Retinopathie: 17 %
- Katarakt: 5 %
- Hornhautreübungen: 3 %
- Erblindung in Kindheit: 2,4 %
- Andere Ursachen: 4,6 %

1.4 Darstellung der im Text erwähnten Augenerkrankungen

Im Folgenden werden kurz jene Augenerkrankungen vorgestellt, die als Ursache des Sehverlustes der interviewten Väter, bzw. deren Partnerinnen angegeben wurden.

Glaukom (Grüner Star)

Steht als Sammelbegriff für verschiedene Erkrankungen des Auges, die mit einer Schädigung des Sehnervs und einer Erhöhung des Augeninnendrucks einhergehen. Seinen Namen bezieht der Grüne Star von der durch chronische Entzündungen verfärbten Iris (Regenbogenhaut).

Angeborenes Glaukom (Juveniles Glaukom, Kongenitales Glaukom)

Durch angeborene Fehlbildungen oder mangelnde Ausreifung des Kammerwinkels kommt es zur Behinderung des Kammerwasserabflusses infolge pathologischer Steigerung des Augeninnendrucks. Beträgt der Augeninnendruck beim Gesunden 15-20 mm Hg, so kann er aufgrund der Abflussstörung des Kammerwassers Werte von 50-80 mm Hg erreichen. Die Folge dessen ist eine einseitige, meist aber beidseitige Vorwölbung des gesamten Augapfels (Hydrophthalmus, Buphtalmus). Aufgrund des erhöhten Augeninnendrucks wird der Sehnerv irreversibel geschädigt, wodurch es zu typischen Gesichtsfeldausfällen bis hin zur Erblindung kommen kann. Operative Verfahren sind notwendig, um den Abfluss des Kammerwassers zu gewährleisten und damit eine weitere Schädigung des Sehnervs zu verhindern (Pschyrembel, 2004, S. 659; S. 682; S.801).

Katarakt (Grauer Star)

Darunter ist jede Trübung der Augenlinse, unabhängig von deren Ursache, zu verstehen. Die Einteilung der Erkrankung erfolgt nach dem Alter beim Auftreten der Sehschwäche, bzw. dem Ausmaß der Linsentrübung. Diese kann bestimmte Teile oder Schichten, oder aber die gesamte Linse betreffen.

Im Erscheinungsbild dominiert die graue Verfärbung der Linse. Der Betroffene

nimmt ein zunehmendes Blendungsgefühl und den allmählichen Verlust der Sehschärfe wahr, der so weit fortschreiten kann, bis nur mehr Helligkeitsunterschiede zu differenzieren sind (Pschyrembel, 2004, S. 914).

Angeborene Katarakt

Entweder genetisch bedingt, oder durch Infektionskrankheiten während der Schwangerschaft (z.B. Röteln), kommt es zur totalen oder umschriebenen Trübung in verschiedenen Schichten der Linse. Eine operative Entfernung der betroffenen Linse und deren Ersatz durch eine künstliche sind so bald als möglich vorzunehmen, um (bei Kindern) das Risiko einer gestörten Entwicklung des optischen Systems zu reduzieren (Pschyrembel, 2004, S. 914).

Retinopathia pigmentosa

Bei der auch als „Retinitis pigmentosa“ bezeichneten Erkrankung handelt es sich zumeist um einen durch Vererbung entstehenden degenerativen Prozess der Netzhaut. Die Wahrscheinlichkeit einer Vererbung liegt bei autosomal-rezessivem Erbgang bei 50%, bei autosomal-dominantem Erbgang bei 25 %, X-chromosomal bei 15 %.

Im Verlauf der Erkrankung kommt es zu einer Engstellung der Netzhautgefäße, einer Atrophie (Gewebeschwund) des Sehnervs und einer Degeneration der Netzhaut mit Pigmentablagerung. Die ersten Symptome, eine progrediente Nachtblindheit, treten im Jugend-, bzw. frühen Erwachsenenalter auf, gefolgt von erheblichen Gesichtsfeldeinengungen und dem daraus resultierenden allmählichen Nachlassen der Sehkraft. Die Erkrankung verläuft schleichend und erstreckt sich oftmals über Jahrzehnte bis zum völligen Verlust der Sehkraft (Pschyrembel, 2004, S. 1574 f.).

Ein klinisch belegter Therapieerfolg der Retinopathia pigmentosa ist bis dato nicht bekannt, in der Forschungsphase befindliche gentherapeutische Ansätze, sowie Stammzellentherapien sollen defekte Gene ersetzen, bzw. regenerieren.

Makulopathie

Steht als Sammelbegriff für krankhafte morphologische Veränderungen im Bereich des Gelben Flecks (macula lutea). Die Macula lutea ist die Stelle mit der höchsten Dichte an Sehzellen, also der Punkt des schärfsten Sehens.

Durch Schädigung dieses Areals kommt es zu unterschiedlich stark ausgeprägtem, zentralem Sehschärfeverlust. Man unterscheidet zwischen angeborener und erworbener (altersabhängiger) Makuladegeneration diverser Genese (Pschyrembel, 2004, S. 1103).

Makulaödem

Eine mögliche Ursache der Makulopathie stellt das Makulaödem dar, bei dem es sich um eine Ansammlung extrazellulärer Flüssigkeit im Bereich der Makula lutea (Gelber Fleck) handelt. Ursache des Ödems können u.a. Augenoperationen, chronische Entzündungen oder Venenverschlüsse sein. Die Therapie erfolgt medikamentös, gegebenenfalls auch chirurgisch (Pschyrembel, 2004, S. 1103).

Das folgende Kapitel soll dazu beitragen, Einblicke in die wissenschaftliche Konzeptualisierung der Vaterschaftsforschung zu gewähren.

So sollen neben dem Überblick über den aktuellen Forschungsstand auch die Anlaufschwierigkeiten und die sich ändernden Perspektiven des Forschungsinteresses beleuchtet werden.

2 VATERFORSCHUNG

Als „Vaterforschung“ wird allgemein die interdisziplinäre Forschung zum Thema Vater bezeichnet. Vor allem die Entwicklungspsychologie, aber auch die Kinderpsychiatrie und die Familiensoziologie haben sich in den letzten Jahrzehnten mit der Rolle des Vaters und dessen Bedeutung für die Entwicklung von Kindern auseinandergesetzt (Matzner, 1998).

2.1 Erforschung einer Randgruppe

Dass die wissenschaftliche Erforschung der Vaterschaft nicht nur in der subjektiven Wahrnehmung kaum existent ist, sondern tatsächlich eine vernachlässigte Nische innerhalb der Familienforschung darstellt, belegen folgende Zahlen:

Werneck (1998, S. 22) zieht eine Analyse der Datenbank psychologischer Literatur („PSYINDEX“) als Indikator für den Stellenwert der aktuellen Vaterforschung heran. Dabei wird die Auftretenshäufigkeit der Worte bzw. Wortteile „Vater“ oder „Väter“ mit jener von „Mutter“ bzw. „Mütter“ in deutschsprachigen Werken (Zeitschriftenartikel, Bücher, Sammelwerksbeiträge, Reporte, Kongressberichte, Dissertationen) verglichen. Im Zeitraum von 1977 bis 1995 waren in den von der Datenbank gespeicherten Werken - mit über die Jahre relativ konstant bleibendem Prozentsatz - Arbeiten, die der Mütterforschung zuzuschreiben sind, zwei- bis dreimal häufiger vertreten als wissenschaftliche Beiträge zur Erforschung der Vaterschaft.

Auch Seiffge-Krenke (2001, S. 391) belegt die Vernachlässigung der Vaterforschung in der Entwicklungspsychologie. In den Jahren 1970 -1998 wurden insgesamt 46.791 Studien zur Jugendforschung durchgeführt, wovon sich lediglich 655 (0,7 %) mit der Vater-Kind-Beziehung befassten, wobei wiederum die Beziehung zum Kleinkind fünf Mal häufiger untersucht wurde als zu älteren Kindern.

Trotz Dominanz der Mutterforschung soll nicht der Aufschwung, den die Vaterforschung in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, verschwiegen werden.

Wies etwa das Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem (SOLIS) im Zeitraum 1970 -1975 lediglich vier sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema „Väter“ auf, so fanden sich laut Mühling und Rost (2007, S.12) von 2001 bis 2006 bereits 185 zu diesem Thema publizierte Aufsätze, Beiträge und Monographien.

Die allmählich erfolgende Etablierung der Vaterforschung im deutschsprachigen Raum soll ein kurzer Auszug dazu erfolgter Arbeiten veranschaulichen.

2.2 Entwicklung der Vaterforschung

Erste Ansätze einer systematischen Vaterforschung lassen sich laut Werneck (1998, S. 20) etwa Mitte der siebziger Jahre im deutschsprachigen Raum (im angloamerikanischen etwas früher) datieren.

Noch 1985 halten Köcher und Nickel (S. 291) nach einer Umfrage an 193 deutschsprachigen Forschungsstätten in Österreich, der Schweiz und der ehemaligen DDR die Vaterforschung „für überhaupt nicht existent“ (zitiert nach Werneck, 1998, S. 21).

1988 kommt Fthenakis zu dem Schluss, dass „Vaterforschung gegenwärtig [...], wenn auch vermehrt, so doch immer noch vorwiegend das Ergebnis der Initiative einzelner ist und von einer koordinierten Vaterforschung bislang nicht die Rede sein kann, von einem Reflex solcher Tätigkeit auf familien- und sozialpolitischem Gebiet ganz zu schweigen“ (S. IX).

Während Werneck 1998 feststellt, dass sich Forschungsarbeiten zu explizit vaterspezifischen Themen in Österreich lediglich vereinzelt (z.B. Deutsch-Stix & Janik, 1992; zitiert nach Werneck, 1998, S. 21) finden, beklagt Matzner im selben Jahr (1998, S. 12 f.) generell die Situation der Vaterforschung. Er vertritt die Auffassung, dass die von Schwägler im Jahr 1978 angeführten Gründe, warum sich die Beschäftigung mit dem Vater aus soziologischer Sicht als schwierig erweist, weitgehend auch zwanzig Jahre später noch gelten:

- 1) Weil nur wenige sozialempirische Untersuchungen und kaum theoretische Ansätze und operationale Analysen vorhanden sind.
- 2) Weil überwiegend kulturkritische Arbeiten vorliegen.
- 3) Weil die Einstellung zum Vater sehr stark ideologisch und affektbesetzt ist.
- 4) Weil Thesen über den Wandel der väterlichen Rolle wissenschaftlich wenig fundiert und sehr undifferenziert sind.
- 5) Weil in familiensoziologischen Arbeiten unter „Eltern“ meist nur „Mutter“ gemeint ist.
- 6) Weil bei den vorliegenden Arbeiten über den Vater meistens nur Ehefrauen und Kinder befragt wurden, kaum jedoch die Väter selbst.

- 7) Weil Väter als nicht so bedeutsam für die Sozialisation, besonders der Kleinkinder, angesehen werden wie die Mütter.

Auch im Jahr 2004 konstatiert Matzner, dass es angesichts der Bedeutung, Vielfältigkeit und Universalität des Themas Vaterschaft vor allem im deutschsprachigen Raum noch immer viel zu wenig Forschung gebe. Weiters merkt er kritisch an, dass es bis dato „vergleichsweise wenige fundierte Studien über Männer als Väter gibt, in denen Empirie und Theorie miteinander verknüpft werden“ (S. 15), wodurch nur „relativ wenig systematisch erhobenes Faktenwissen über die Situationen und Perspektiven von Vätern“ (S. 15) vorhanden ist.

In den bis dahin durchgeführten empirischen Vaterstudien wurden vor allem bestimmte Teilaspekte, sowie bestimmte Phasen und Formen von Vaterschaft erforscht.

Matzner (2004, S. 15 f.) führt Arbeiten mit folgende Schwerpunkten an:

- Alkoholranke Väter (Brentrup, 1993)
- Alleinerziehende Väter (Matzner, 1998, 2002; Stiehler, 2000)
- Gewalttätige und mißbrauchende [sic] Väter (Molitor-Peffer, 1986; Müller-Luckmann, 1989)
- Junge Väter (Werneck, 1998)
- Transition zum Vater (Nickel, 1987; Petzold, 1991)
- Vaterlosigkeit (Petri, 2002; Roth, 1991; Weyerer et al., 1987)
- Vater-Sohn-Beziehung (Schon, 2000)
- Vater-Tochter-Beziehung (Steffens, 1986)
- Vaterschaft eingewanderter Väter (Westphal, 2000)
- Väter im Erziehungsurlaub (Reiche, 1998)
- Väter im Gefängnis (Busch, 1989)
- Zeitallokation junger Väter (Rosenkranz et al., 1998)

Den nationalen und internationalen Forschungsstand zur aktuellen Vaterforschung repräsentieren bzw. diskutieren laut Matzner (2004, S.13) Arbeiten von Fthenakis

(1999), Lamb (1997), Marsiglio (1995), Marsiglio et al. (2000), L. O'Brien (1990), und Walter (2002).

2.3 Phasen der Vaterforschung

Einblick in die „Entstehungsgeschichte“ der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Vaterschaft sind laut Cyprian (2007, S. 24) der Arbeit W. E. Fthenakis (1985; 1988) zu verdanken, der als erster die bis dato erfolgte Vaterforschung als Ablauf von Phasen beschreibt und so einen ersten zusammenhängenden Überblick über vorhandene Arbeiten, unterschiedliche Konzepte und Zugänge ermöglicht. Fthenakis (1988, S. 21) beschreibt vier Phasen:

In der ersten Phase der Vaterschaftsforschung konzentrierten sich die Untersuchungen vor allem auf die Auswirkungen der Vaterabwesenheit und deren negative Folgen für die moralische und kognitive Entwicklung der betroffenen Kinder. Das Forschungsinteresse beruhte auf der Suche nach den Ursachen abweichenden Verhaltens von Kindern und Jugendlichen und hatte das Ziel, die klassische Familie als Grundlage einer „gesunden“ Entwicklung zu etablieren. Demzufolge kann die Anfangsphase der Vaterforschung durchaus als Deprivationsforschung beschrieben werden.

Erst in der zweiten Phase stand die Vater-Kind-Beziehung im Fokus des Forschungsinteresses. Dabei wurde der Frage nachgegangen, ob es überhaupt möglich sei, als Vater eine ähnlich intensive Bindung zum Kind aufzubauen wie die Mutter. Die Ergebnisse zeigten, dass sich das Bindungsverhalten von Kleinkindern zu beiden Elternteilen gleichwertig entwickelte. Damit wurde erstmalig belegt, dass das Bindungsverhalten nicht vom elterlichen Geschlecht, sondern von der Qualität der Zuwendung und Beziehung abhängig ist.

In einer dritten Phase wurde die Vaterrolle im gesamten familiären Kontext untersucht. Das Interesse richtete sich nun nicht mehr ausschließlich auf die Konsequenzen väterlichen Verhaltens, sondern auf das Familiensystem und die wechselseitige Beeinflussung aller darin agierenden Familienmitglieder.

Im Rahmen weiterer Untersuchungen ging man schließlich in einer vierten Phase der Vaterforschung nichttraditionell organisierte Familienkonstellationen auf den Grund. Dabei wurden u.a. Patchworkfamilien, Alleinerziehendenfamilien, Nachscheidungsfamilien oder auch Familien mit lesbischen oder homosexuellen Eltern differenzierter beschrieben (Cyprian, 2007, S. 24; Fthenakis, 1988, S. 21).

Dieser aktuell existenten Richtung wird eine theoretische Rahmung im „Family-Transitions-Ansatz“ verliehen, der „von ständigen Veränderungen und Übergangsprozessen der Familiensysteme in Rückkoppelung zu sich verändernden Lebensverhältnissen der Menschen ausgeht“ (Schmidt-Denter, 2001; zitiert nach Cyprian, 2007, S. 24). Vaterschaft wird dabei in transitiven Phasen des Familienentwicklungsprozesses „als ein dynamisches, im Laufe der individuellen und familialen Entwicklung sich veränderndes Konzept“ (Fthenakis, 1998, S. IX) erforscht.

Auch Werneck (1998) weist explizit darauf hin, dass „Forschungsarbeit zu Vätern seriöserweise als integraler Bestandteil einer umfassenden Familienforschung betrachtet werden muß [sic]“ (S. XI), die nach Meinung Fthenakis' (1998) dazu beiträgt, „Elternschaft und generell die Entwicklung des Familiensystems besser verstehen zu können“ (S. X). Dabei muss „neben den Vätern selbstverständlich auch immer die Situation der Mütter, der betroffenen Kinder, aber auch des weiteren sozialen Umfeldes und nicht zuletzt des kulturellen und gesellschaftspolitischen Kontextes“ (Werneck, 1998, S. XI) berücksichtigt werden. McKee und O'Brien (1982) beklagen die fehlende Koppelung soziologischer Familientheorien mit psychologischen Forschungsergebnissen, obwohl sich diese Disziplinen durchaus fruchtbar ergänzen (McKee & O'Brien, 1982; zitiert nach Höfner, 2003, S. 9).

Einen ausführlichen geschichtlichen Überblick über die Veränderungen der Institution Familie findet man laut Werneck (1998, S. 21) etwa bei Wilk (1995) oder auch Petzold (1992, Kap.1).

2.4 Voraussetzungen der modernen Vaterforschung

Matzner (1998, S. 19) nennt folgende Grundvoraussetzungen einer modernen Vaterforschung, die von Forschern wie Kreppner (1991, S. 323 f.), Petzold & Nickel (1989, S. 247 ff.), Schmidt-Denter (1984, S. 39) und Schütze (1982, S. 203 ff.) vertreten werden.

- Eine isolierte Betrachtungsweise, wie dies früher hinsichtlich der Mutter-Kind-Beziehung geschah, sollte vermieden werden.
- Die Vaterschaft ist in den Kontext von Elternschaft und Familie eingebunden.
- Die Familie muss als System angesehen werden, innerhalb dessen diverse Dyaden, Triaden, etc., von Elternteilen, Eltern und Kindern bestehen und sich wechselseitig beeinflussen.
- Das System Familie ist in weitere außerfamiliale Systeme eingebunden, wodurch eine wechselseitige Beeinflussung von Familie und Gesellschaft erfolgt.
- Durch die Dynamik des familialen Systems ergeben sich innerhalb des Familienzyklus wechselnde Anforderungen und Aufgaben an die Familienmitglieder, die in der modernen Vaterforschung Berücksichtigung finden müssen (Kreppner, 1991, S. 323 f.; zitiert nach Matzner, 1998, S. 19).

2.5 Methodenwahl in der Vaterforschung

Es erscheint im Sinne des Erkenntnisinteresses nicht unerheblich, *wie* man sich der offensichtlich sensiblen Thematik nähert. Matzner (2004) unterstreicht die Bedeutsamkeit qualitativer Forschung besonders im Bereich der Familien- und Geschlechterforschung und bezeichnet Mikrostudien qualitativen Charakters in der Vaterforschung als absolute „Desiderate“ (S. 172 f.).

Vaterschaft wurde bislang aus einer Makroperspektive erkundet, von der aus Aussagen über „die Väter“ getroffen werden sollten. Nur wenige Studien erfassen die Aussagen der Väter selbst, wobei dies meist mit standardisierten Fragebögen

und der Einengung auf bestimmte Aspekte erfolgt. 2004 gab es laut Matzner „nahezu keine wissenschaftlichen Untersuchungen, in denen Väter im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses standen und dabei die Gelegenheit hatten, sich zu ihrer Vaterschaft im Rahmen von qualitativen Interviews mit einem hohen Narrationsgrad frei und umfassend zu äußern“ (S. 17).

Demgemäß beschränken sich wissenschaftliche Aussagen über Väter und Vaterschaft auf quantitativ orientierte Studien und sind demnach auf mit dieser Methode erfassbare Aspekte begrenzt, wohingegen Aspekte wie Gefühle, subjektive Erwartungen, Wahrnehmungen und Erlebnisse dem Erkenntnisinteresse vorenthalten bleiben. Beim Einsatz von eindimensionalen und undifferenzierten empirischen Konzepten gehen jedoch die emotionale und persönliche Dimension der Vaterschaft, variable Vaterschaftserfahrungen sowie deren Diversität verloren (Matzner, 2004, S. 17 f.). Petzold (2002, S. 25) verleiht der Hoffnung Ausdruck, dass sich auch die Psychologie als Wissenschaft die subjektive Sicht der Betroffenen und deren individuelles Erleben und Verhalten in der Diskussion des Begriffs Familie zu eigen mache.

Rerrich (1995) führt aus, dass qualitative Familienforschung nicht beabsichtige, repräsentative Befunde über „die Familie der Gegenwart“ zu ermitteln. Vielmehr wird versucht, „mit Hilfe qualitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren „typische“ kollektive Sichtweisen, Problemkonstellationen, Handlungs- und Deutungsmuster zu rekonstruieren und zu analysieren“. Ziel der qualitativen Familien- oder auch Vaterforschung ist es also, „über die intensive Auseinandersetzung mit wenigen Fällen verallgemeinerbare Aussagen zu gewinnen, indem das Exemplarische bestimmter familialer Handlungskonstellationen herausgearbeitet wird“ (S. 349).

EXKURS: Die in den Interviews dieser Diplomarbeit entwickelten Fragen wurden in Anlehnung an diverse Kategorien und Items des Längsschnittprojektes „Familienentwicklung im Lebenslauf“ (FIL) konzipiert. Im Folgenden soll dieses Projekt kurz vorgestellt werden.

Das Längsschnittprojekt „Familienentwicklung im Lebenslauf“ (FIL)

Den Ausgangspunkt der Studie stellt das internationale Forschungsprojekt „Junge Familien im Kulturvergleich“ dar, das seit 1988 am Institut für Entwicklungs- und Sozialpsychologie der Heinrich Heine Universität in Düsseldorf in der Gruppe um Nickel & Quaiser-Pohl (2001) durchgeführt wird.

Das österreichische Projekt mit dem Titel „Die Bedeutung von Rollenauffassungen junger Eltern für den Übergang zur Elternschaft“ (Rollett & Werneck, 1993) startete im Jahr 1990 und erfasste die Angaben von insgesamt 175 Elternpaaren, die in den Jahren 1991/1992 ihr erstes, zweites oder drittes Kind erwarteten. Mittlerweile fanden insgesamt bereits 7 Erhebungswellen statt.

- Zum ersten Testzeitpunkt (t1) befanden sich die Mütter im sechsten Schwangerschaftsmonat,
- der zweite Testzeitpunkt (t2) erfolgte sechs Monate später.
- Die dritte Untersuchung (t3), die den Titel „Familienentwicklung beim Übergang in das Kindergartenalter“ trug, wurde durchgeführt, als die Kinder drei Jahre alt waren.
- Eine weitere Erhebungswelle (t4), die unter dem Titel „Familienentwicklung im Schulalter des Kindes“ lief, erhob Informationen, als die Kinder acht Jahre alt waren.
- Der nächste Testzeitpunkt (t5) fand statt, als die Kinder elf Jahre alt waren und bildete die „Familienentwicklung beim Schulübertritt“ ab.
- Im Jugendalter der Kinder von 15 Jahren wurden die Familien im Rahmen der sechsten Erhebungswelle (t6) zum Thema „Familienbezogene und individuelle Entwicklungsaufgaben und ihre Bewältigung im Jugendalter“ befragt.
- Die bis dato letzte Datenerfassung (t7) erhob den Übergang ins frühe Erwachsenenalter und die Neugestaltung der Familienbeziehungen (Kratzenberg, 2010, S. 40 f.; Müller, 2010, S. 57 f.; Rollett & Werneck, 2008, S. 6).

Von den ursprünglich 175 Familien nahmen beim letzten Testzeitpunkt 143 teil, was einer erstaunlich hohen Teilnahmequote einer Längsschnittstudie von beinahe 82 % entspricht (Müller, 2010, S. 58 f.).

Ziel der FIL-Studie ist es, „die individuelle Entwicklung von Kindern und ihren Familien vor dem Hintergrund der umfassenden gesellschaftlichen Veränderungen heute zu untersuchen und von der Geburt bis zum Erwachsenenalter des Untersuchungskindes zu begleiten, um auf diese Weise Einblick in günstige und riskante individuelle und familienbezogene Entwicklungen und ihre Bedingungen zu gewinnen“ (Rollett & Werneck, 2008, S. 6).

3 VATERSCHAFT

Das folgende Kapitel versucht Einblicke in die verschiedenen Theorien hinsichtlich Vaterrolle, väterlichen Aufgaben, Vaterschaftskonzepten und Vaterbildern zu vermitteln.

3.1 Vaterrolle

Fthenakis (1998) moniert im Vorwort zu Werneck (1998), dass es in der deutschsprachigen Literatur immer noch nur wenige Beiträge gebe, die sich explizit mit der Rolle des Vaters in der Familie befassen (S. IX).

3.1.1 Definition der Vaterrolle

Im historischen Rückblick ist zu erkennen, dass die Rollen und Aufgaben, die den Vätern in der Gesellschaft und in der Familie zugeteilt wurden, großen, nicht immer einheitlich und geradlinig verlaufenden Veränderungsprozessen unterworfen waren. Abhängig von wirtschaftlichen, sozialen oder religiösen Faktoren zeigen sich sehr unterschiedliche Facetten und Variationen der Vaterrolle (Mühling & Rost, 2007, S. 12). Auch Mintz (2002) vertritt die Auffassung, dass „die gegenwärtigen Diskurse von Experten über Mutterschaft und Vaterschaft nicht notwendigerweise zeitlose Wahrheiten enthüllen, sondern vielmehr zeitgenössische gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisse widerspiegeln“ (S. 27).

3.1.2 Instrumentelle und expressive Elternrolle

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfolgte eine erste Definition der Vaterrolle, wobei zwischen expressiven und instrumentellen Funktionen der Elternrolle unterschieden wurde (Fthenakis, 1999, S. 29 ff.).

Bei dieser kategorischen Trennung elterlicher Kompetenzen wurde den Vätern die instrumentelle Funktion des „Ernährers“ der Familie zugeschrieben, während in das mütterliche Aufgabenfeld primär expressive Funktionen fielen, die die Kinderbetreuung und die emotionale Zuwendung zum Kind implizierten.

Dieses Konzept der strikten elterlichen Zuständigkeiten blieb bis in die Mitte der 70er Jahre unangefochten (Fthenakis, 1999, S. 29 ff.).

Nicht weiter verwunderlich erscheint in diesem Zusammenhang Fthenakis' (1999) Entrüstung, dass „die Ernährerfunktion sowie die Erfassung direkt beobachtbarer, quantitativ meßbarer [sic] expressiver und instrumenteller Bereiche von Elternverhalten nicht ausreichend für die Definition der Elternrolle“ (S. 32) sind.

3.1.3 Wandel der Vaterrolle

Seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts vollzog sich laut Matzner (1998) innerhalb der überwiegenden Mehrheit der Familien ein bedeutender Wandel des Machtverhältnisses zwischen Mann und Frau. Der Mann verlor im Laufe der Jahrzehnte seine autoritäre Position des Familienvorstandes gegenüber Frau und Kindern. In vielen Fällen wurden Mann und Frau gleichberechtigte Partner. Die Grundlage der zunehmenden Emanzipation der Ehefrau bildeten sowohl die verbesserte rechtliche Stellung der Frau in der Gesellschaft, der offene Zugang zu höherer Bildung, als auch der damit verbundene Einstieg in bisher von Männern dominierte Berufswelten. Auch die durch die Kriegsgeschehnisse oftmals jahrelange Abwesenheit der Ehemänner und Väter stärkte die Position der Frau im familialen Kontext und bedingte eine „gesellschaftliche Aufwertung und Professionalisierung der Hausfrauenrolle“ (Matzner, 1998, S. 34).

Lux (2000) führt die Tatsache, dass die kriegsversehrten, behinderten Väter kaum zum Thema im psychologischen Diskurs wurden, auf die damalige

Familiensituation zurück, in der die Mütter den Haushalt führten und die Kinder betreuten. Dadurch wurde der Behinderung des Vaters nur geringe Beachtung geschenkt, da aus gesellschaftspolitischer Hinsicht keine wesentlichen Veränderungen der Familiensituation offensichtlich wurden (S. 1, zitiert nach Behrisch, 2005, Kap.4).

Seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts verlor auch die soziale Differenzierung zwischen der Mutter- und Vaterrolle, die auf biologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern begründet war, im deutschsprachigen Raum zunehmend an Bedeutung (Nave-Herz, 1994, S. 39). Seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts kann man von größtenteils partnerschaftlichen Entscheidungsprozessen, was „[...] größere Anschaffungen, Freizeitaktivitäten, Wohnungssuche, Ortswechsel, Schulwahl und berufliche Veränderungen“ betrifft, sprechen (Keddi & Seidenspinner, 1991, S. 171 f.; zitiert nach Matzner, 1998, S. 35).

Eine im Jahr 2007 von Kapella und Rille-Pfeifer durchgeführte Studie erhebt die Vorstellungen der Österreicher zu dem in der Gesellschaft herrschenden Mutter- bzw. Vaterbild. 72 % der Befragten geben an, es für eine der Pflichten einer guten Mutter zu erachten, möglichst viel Zeit mit ihrem Kleinkind (unter 3 Jahren) zu verbringen, wobei der Mutter zugestanden wird, Unterstützung von anderen Personen (z.B. dem Vater) bei der Betreuung zu erhalten. Etwa die Hälfte der Befragten hat Bedenken gegenüber einer Berufstätigkeit von Müttern mit Kleinkindern. Bei der väterlichen Rollenzuschreibung zeigt sich deutlich, dass die österreichische Bevölkerung zwar nicht mehr dem traditionellen Vaterbild des Familienernährers verhaftet ist, dennoch erachten 60 % der Befragten die finanzielle Absicherung durch den Familienvater für „absolut notwendig“, 38 % für „eher schon wichtig“. Jeder zweite Befragte erwartet von einem guten Vater, dass er mehr Aufgaben in der Familie übernimmt und sich gleichberechtigt um das Kind kümmert. Diskrepanz erscheinen die Aussagen, dass ein guter Vater zwar für den Unterhalt der Familie zuständig ist, sich jedoch beruflich nicht zu sehr engagieren sollte, was nach Meinung von Kapella und Rille-Pfeifer (2007) „als ursächlich für das Spannungsfeld angenommen werden kann, in dem sich junge Männer heutzutage befinden“ (S. 14).

3.1.4 Vater zwischen Beruf und Kind

Auer (2006) charakterisiert in seiner Arbeit drei Rollen, die Väter im Versuch der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familienleben einnehmen können.

- *Profiteure*: Väter ziehen Vorteile aus den dominierenden gesellschaftlichen Strukturen, da sie generell weniger negative berufliche Konsequenzen durch die Vereinbarung von Erwerbsarbeit und familiären Verpflichtungen zu erwarten haben als Frauen. Einkommensverluste und Karriereeinbrüche treffen in erster Linie Frauen. Im Gegenteil kann das Familiensystem Männern einen idealen Rahmen für erhöhtes berufliches Engagement bieten. Sie werden von ihren Pflichten entbunden, emotional unterstützt und „sind in einem sozialen Rahmen eingebettet, der einen entsprechenden Ausgleich zum Berufsleben bietet“ (Auer, 2006, S. 30).

Väter sind aber nicht einfach nur Profiteure der Vereinbarkeitssituation, indem sie die Familienarbeit auf die Partnerin abschieben, sondern sie sind auch

- *Betroffene* der Vereinbarkeitsproblematik. Gerade beruflich außerordentlich engagierte Männer werden mit veränderten Rollenerwartungen und Ansprüchen ihrer Partnerinnen konfrontiert, wodurch das Vereinbarkeitsproblem zu einem Verteidigungsproblem mutiert. Die Väter geraten in den Konflikt, ihr berufliches Karrierestreben gegenüber den Ansprüchen der Familie verteidigen zu müssen. Tatsächlich kann die Familie auch zum Karrierehemmschuh werden, nämlich dann, wenn etwa geographische Veränderungen angedacht werden. Studien von Brett und Stroh (1995) oder Domsch und Lieberum (1998) belegen laut Auer (2006, S. 31), dass der Faktor Familie entscheidend ist, ob z.B. Auslandseinsätze des Familienvaters überhaupt stattfinden, bzw. erfolgreich verlaufen.

Als dritte Rolle, die Väter im Kontext der Vereinbarkeitsproblematik von Erwerbs- und Familienarbeit einnehmen sollen, nennt der Autor jene des

- *Gestalter*: Dauerhafte und stabile Veränderungen im Spannungsfeld von beruflichem und väterlichem Engagement können laut Auer (2006) nur durch Gestaltungsaktivitäten auf sämtlichen gesellschaftlichen Ebenen

erreicht werden. Männer sind gefordert, Unternehmensstrukturen und -kulturen im Sinne der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familienleben als Teil organisationalen Lernens (z.B. Senge, 1990; zitiert nach Auer, 2006, S. 35) zu verändern.

3.2 Väterliches Engagement

Fthenakis (1999) legt ein Modell elterlichen Engagements vor, das anhand einer Vielzahl qualitativer Daten, Beobachtungen und Erkenntnissen erstellt wurde und „zentrale Kategorien beinhaltet, die sich weder gegenseitig ausschließen, noch Elternschaft erschöpfend beschreiben“ (S. 35).

Zentrale Kategorien elterlichen Engagements sind nach Fthenakis (1999, S. 35) demnach:

- Kommunikation
- Unterweisung
- Überwachung
- Gedankliche Prozesse
- Dienstleistungen, Versorgung
- Kindbezogene häusliche Tätigkeiten
- Gemeinsame Interessen
- Verfügbarkeit
- Planungen
- Gemeinsame Aktivitäten
- Fürsorge
- Zuwendung
- Schutz und emotionale Unterstützung

In den meisten Studien, die darauf abzielten, väterliches Engagement zu erfassen, wurden zumeist Betreuungsindikatoren erhoben, die das Ausmaß väterlicher Beteiligung am Haushalt, weniger aber auf das Kind bezogene, direkte Interaktionen belegten (Fthenakis, 1999, S. 29).

Zu beanstanden sind in diesen Studien die unterlassene Unterscheidung zwischen Versorgungs- und Spieltätigkeit der Väter, die ungenaue oder nicht erhobene mütterliche Anwesenheit während Vater-Kind-Aktionen oder aber auch die Fokussierung auf den Kontakt zwischen Vätern und Kleinkindern, während der väterliche Kontakt mit älteren Kindern unerwähnt bleibt (Fthenakis, 1998, S. IX; 1999, S. 30).

3.2.1 Dimensionen väterlichen Engagements nach Lamb (1987)

Lamb (1987) unterscheidet drei Dimensionen väterlichen Engagements (Lamb, 1987; zitiert nach Fthenakis, 1999, S. 31)

- *Interaktion bzw. Engagement:* Lamb bezeichnet damit jene Zeit, die ein Vater in direkter Interaktion mit dem Kind verbringt. Die Bedeutsamkeit der direkten Beschäftigung betonte auch Parke (1982): „Demnach lautet die entscheidende Frage nicht, „wie viele Stunden am Tage ein Vater mit seinem Kind verbringt, sondern, was er mit dem Kind anfängt, wenn er da ist.“ (Parke, 1982, S. 17; zitiert nach Matzner, 1998, S. 21) Direkte Interaktion beinhaltet etwa die Pflege und Fütterung des Kindes oder gemeinsames Spielen. Jene Zeit, die man in getrennten Räumen verbringt, bzw. Zeit, die man indirekt (etwa beim Wäschewaschen oder Kochen) für das Kind aufwendet, wird laut Lamb (1987) nicht eingerechnet.
- *Präsenz bzw. Verfügbarkeit:* Darunter ist jene Zeit zu verstehen, die für kindbezogene Aufgaben im Haushalt oder in unmittelbarer Nähe zum Kind verwendet wird, aber nicht unbedingt im selben Raum mit dem Kind verbracht werden muss. Eine Interaktionsaufnahme ist jedoch jederzeit möglich.
- *Verantwortlichkeit:* Kennzeichnet das Ausmaß der Verantwortung für das Kind. Lamb (1987) versteht darunter eher die väterliche Sorgfaltspflicht, nicht jene indirekte Verantwortlichkeit - wie etwa die väterliche Erwerbsarbeit. Unter väterliche Verantwortlichkeit fallen die Organisation des kindlichen Alltags, Obsorge, Betreuung und Fürsorge.

Bemerkenswert an Lambs handlungsorientiertem Ansatz „Construct of Paternal Involvement“ (1987) erscheint laut Wagner (2008, S. 19) die Tatsache, dass Lamb als erster die berufliche Tätigkeit, also Erwerbsarbeit, nicht als typischen väterlichen Beitrag wertet.

3.2.2 Väterliches Involvement

Pleck (1997, zitiert nach Zech, 2000) erläutert vier Faktoren, die väterliches „Involvement“, also das Ausmaß und die Qualität der väterlichen Beschäftigung mit dem Kind, beeinflussen.

- *Motivation*: Wird durch persönliche Erfahrungen und Einstellungen des Vaters geprägt. Bestimmend sind u.a. die Beziehung zum eigenen Vater und dessen Umgang mit seinen Kindern, Geschwister- und Familienkonstellationen des Vaters und schließlich das Erleben der eigenen Elternschaft in Passung mit der Partnerin und deren Erwartung, Vorstellung und Rollenverständnis.
- *Fähigkeiten und Selbstsicherheit*: Fähigkeiten und Fertigkeiten, „skills“, entwickeln sich - wie auch bei den Müttern - zumeist erst durch aktive Beschäftigung mit den Kindern. Die zuvor genannte Motivation trägt zu einer rascheren Ausbildung kindbezogener Fertigkeiten bei und führt konsequenterweise zu gesteigerter Selbstsicherheit im Umgang mit dem Kind. Stichwort: „Learning by doing“.
- *Soziale Unterstützung bzw. sozialer Stress*: Hier zeigt sich, dass Väter bei Berufstätigkeit der Mütter relativ gesehen mehr Zeit *mit* den Kindern und auch *für* die Kinder aufwenden. Meist ist dies bei beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten der Mütter der Fall. Im Gegensatz zu den Müttern sind Väter schlechter in soziale Netzwerke eingebunden. Ein Grund für die mangelnde soziale Unterstützung wird in der gesellschaftlich immer noch geringeren Anerkennung väterlichen Involvements im familialen System gesehen.
- *Institutionelle Bedingungen*: Darunter sind jene Rahmenbedingungen, die eine väterliche Beteiligung an der Pflege und Erziehung der Kinder

ermöglichen, bzw. verhindern, zu verstehen. Nach wie vor ist es nicht selbstverständlich, dass die gesetzlichen Rahmenbedingungen oder Vorgaben des Arbeitgebers Vätern diese Möglichkeit einräumen. Um nach der Geburt bei der Familie sein zu können, müssen deshalb oftmals Urlaubs- oder Krankenstandstage in Anspruch genommen werden. Untersuchungen belegen, dass sich Väter umso mehr „involvieren“, also aktiv Zeit mit dem Kind verbringen, Pflege und Betreuung übernehmen, je länger sie sich unmittelbar nach der Geburt von ihren beruflichen Verpflichtungen frei genommen haben. Ob dieses Verhalten aber auch von der ursprünglichen Motivation (als „konfundierte“ Variable) abhängig ist, gehe allerdings laut Zech (2000, S. 294 f.) aus den Ausführungen nicht hervor.

3.2.3 Vater-Kind-Beziehung

Hielt man lange Zeit an der traditionellen Rollenaufteilung - der Vater als Ernährer der Familie, der im Gegensatz zur Mutter nicht primär emotional im Familiensystem involviert war - fest, dann häufig aus dem Grund, dass man den Vätern keinen adäquaten Bindungsaufbau zu ihren Kindern zutraute.

Bowlby spricht in seinen frühen theoretischen Ansätzen von einer exklusiven „monotropen“ Beziehung zwischen Mutter und Kind und reduziert die Bedeutung des Vaters nahezu gänzlich auf ökonomische Funktionen. Auch Freud maß der Mutter-Kind-Beziehung einen weitaus höheren Stellenwert bei und sprach dem Vater erst in der ödipalen Dynamik als „irgendwann Hinzustoßenden“ eine gewisse Bedeutung zu (Heinrich, 2006, S. 20 f.).

Erst Forschungsarbeiten, die das Bindungsverhalten der Mutter-Kind-Dyade zu einer frühen Vater-Mutter-Kind-Triade erweiterten und die Möglichkeit eines egalitären Beziehungsaufbaues zwischen Mutter-Kind und Vater-Kind in den Fokus wissenschaftlichen Interesses stellten, indizierten Folgestudien, die die eminente Bedeutung eines gelingenden väterlichen Bindungsaufbaues zum Kind belegten (Heinrich, 2006, S. 20 ff.).

Stork (1983) etwa betont in seiner Arbeit, dass „ein Beziehungsgefüge von drei Personen für alles psychische Geschehen eine grundsätzliche Voraussetzung ist und mehr oder weniger von Anfang der psychischen Entwicklung an eine strukturierte und existentiell notwendige Rolle spielt“ (S. 69).

Matzner (1998) verweist in seiner Arbeit auf diverse Studien, die unter anderem die Möglichkeit einer sensitiven Betreuung des Kindes von Geburt an durch den Vater beschreiben. „Väter können also auch in der Phase der Sozialisierung des Kindes die ‚anthropologisch notwendige liebende Dauerpflegeperson‘ und damit frühzeitige Bezugsperson des Kindes werden“ (Kaufmann, 1995, S. 48; zitiert nach Matzner, 1998, S. 20).

Mintz (2002) vertritt die Auffassung, dass weder die Mutterrolle, noch die Vaterrolle biologisch oder psychologisch determiniert sind, sondern vielmehr das „Produkt besonderer historischer Umstände, gesellschaftlicher Prozesse und Ideologien“ (S. 9) darstellen. Schütze (1989) konzidiert, „daß [sic] Mütter und Väter die gleichen Kompetenzen sowie enge wechselseitige Beziehungen zu Kindern entwickeln können“, räumt aber ein, dass dies nicht bedeutet, dass „sie keine unterschiedliche Bedeutung und damit Wirkung auf das Kind haben. In diesem Sinne können sich Vater und Mutter nicht ersetzen“ (Schütze, 1989, S. 55; zitiert nach Matzner, 1998, S. 23). Fthenakis (1988) stellt in Frage, „ob geschlechtsspezifische Unterschiede innerhalb eines bestimmten Verhaltensbereiches (z.B. taktil-robuster Interaktionsstil des Vaters, distal-sanfter bei der Mutter) über Sozialisationserfahrungen zustande kommen oder die Folge biologisch-genetischer Unterschiede sind“ (Fthenakis, 1988, S. 283; zitiert nach Matzner, 1998, S. 23). Aufgrund des Zuerkennens unterschiedlicher Interaktionsmodi der Elternteile wird dem triadischen Modell in Hinblick auf die kindliche Entwicklung der Vorzug gegeben (Schütze, 1989, S. 55; zitiert nach Matzner, 1998, S. 23).

3.3 Vaterschaftskonzepte

Um die diversen Aspekte der Vaterschaft adäquat zu erheben, versuchen Autoren seit Mitte der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts, Vaterschaft differenzierter und

umfassender als bisher zu definieren. Demzufolge vollzieht sich in der Vaterforschung ein „paradigmatischer Wechsel, der nahelegt, anstelle der Vaterrolle das Vaterschaftskonzept zu untersuchen, um dem Beitrag des Vaters in der Entwicklung des Kindes gerechter zu werden. [...] Zudem wird der Versuch unternommen, die Auswirkungen von Vaterschaft im Kontext des Familienentwicklungsprozesses, d.h. in mittel- und langfristiger Perspektive zu untersuchen“ (Fthenakis, 1998, S. IX; 1999, S. 32).

Im Folgenden sollen verschiedene Vaterschaftskonzepte vorgestellt werden.

3.3.1 Konzept der Generativität

Snarey (1993, zitiert nach Matzner, 2004, S. 29) erhob in einer über 40 Jahre dauernden Längsschnittstudie das generationenübergreifende Handeln von Vätern. Er stellte eine Verbindung zwischen sozialer und biologischer Generativität her und betonte die Dynamik der Vaterschaft. Diese ist für ihn „[...] ein komplexer und lang andauernder Entwicklungsprozess, in welchem der Vater in verschiedenster Art und Weise Einfluss auf die Entwicklung seines Kindes nehmen kann, so dass sich ganz unterschiedliche Muster und Variationen von paternaler Generativität entwickeln können, indem sich die Söhne an bestimmten Verhaltensweisen des Vaters und Großvaters orientieren [...]“ (Matzner, 2004, S. 29). Den Begriff der „Generativität“ verwendete Snarey (1993) in Anlehnung an Eriksons (1994) siebente Stufe der psychosozialen Entwicklung. Für Erikson (1994) ist das Streben nach Generativität „ein Stadium des Wachstums der gesunden Persönlichkeit. Generativität ist in erster Linie das Interesse an der Erzeugung und Erziehung der nächsten Generation“ (S. 117).

Auch Fthenakis (1999) berücksichtigt den Aspekt der Generativität und definiert Vaterschaft als komplexen, lang dauernden und entwicklungsbezogenen Prozess, „welcher über die Generationen hinweg tradierte Aspekte der Entwicklung von Männern sowie der Entwicklung des Kindes und dessen Wohlergehen integriert. Unter generativer Vaterschaft wird ein Verhalten verstanden, das die Bedürfnisse von Kindern dahingehend erfüllt, daß [sic] der Vater bestrebt ist, eine sich

weiterentwickelnde, maßgebliche Beziehung zum Kind zu begründen, und aufrechtzuerhalten“ (Fthenakis, 1999, S. 32 f.).

3.3.2 Subjektives Vaterschaftskonzept

Die mangelnde theoretische Fundierung der Vaterforschung hat laut Matzner (2004) Auswirkungen aus entwicklungspsychologischer Sicht, denn solange man subjektive Vaterschaftskonzepte und individuelle Handlungsmuster von Vätern nicht verstehen und erklären könne, sei es unmöglich, die aktive Gestaltung der Vaterschaft zu fördern, was für das Familiensystem von Nachteil wäre (Matzner, 2004, S. 18).

Auch Fthenakis (1999) fordert ein erweitertes Konzept von Vaterschaft, „das dem individuellen Beitrag jedes Vaters angemessen Rechnung trägt“ (S. 29).

Matzner (2004, S. 158) beschreibt das subjektive Vaterschaftskonzept wie folgt:

„Unter einem subjektiven Vaterschaftskonzept versteht man die Vorstellungen eines Vaters über seine Vaterschaft. Die Vorstellungen spiegeln sich in Auffassungen, Überzeugungen, Einstellungen, Gefühlen und Normen hinsichtlich der Bereiche Vaterschaft, Mutterschaft, Elternschaft, Kindheit, Familie und Erziehung wider.

Subjektive Vaterschaftskonzepte ermöglichen die Handlungsplanung als Vater und geben damit Verhaltenssicherheit. Sie motivieren zu einer erwartungskonformen Rollenausübung in Bezug auf eigene als auch auf Erwartungen Dritter.

Subjektive Vaterschaftskonzepte sind das Resultat eines komplexen Zusammenwirkens verschiedener Determinanten, die sich im Fühlen, Denken und Handeln von Vätern bemerkbar machen.

Subjektive Vaterschaftskonzepte haben einen dynamischen Charakter, sie können sich im Laufe der Vaterschaft aufgrund wandelnder Determinanten sowie unter dem Einfluss von Erfahrungen, Gefühlen und Erkenntnissen als Vater verändern.“

Fthenakis (1999, S. 33) empfiehlt, anstatt der kulturell determinierten Begriffe „*Vaterrolle*“ und „*Vaterschaftskonzept*“ den Begriff der „*Vaterarbeit*“ einzuführen. Dadurch solle eine Verknüpfung zwischen beruflicher, d.h. ökonomischer Arbeit und ethischer Aktivität in Form von Fürsorge für die Familienmitglieder hergestellt werden.

3.3.3 Konzept der Vaterarbeit

Dollahite, Hawkins und Brotherson (1997, zitiert nach Fthenakis, 1999, S. 33 f.) entwickelten 1997 ein siebendimensionales Vaterschaftskonzept, welches folgende Formen von Vaterarbeit umfasst:

- *Ethische Arbeit*: Umfasst die kontinuierliche Verpflichtung des Vaters, die Gesundheit und das Wohlergehen der Kinder zu sichern.
- *Verwalterarbeit*: Trotz evt. knapper materieller und zeitlicher Ressourcen muss eine positive Lebenssituation für die Familie geschaffen werden.
- *Entwicklungsbezogene Arbeit*: Impliziert die Förderung positiver Veränderungen, die Teilnahme an der Entwicklung der Kinder und die Anpassung an sich verändernde Rahmenbedingungen.
- *Beziehungsarbeit*: Vaterschaft findet in komplexen, dynamischen Beziehungsnetzen statt, die aus elterlichen, ehelichen, geschwisterlichen und intergenerationalen Beziehungen bestehen.
- *Erholungsarbeit*: Den kindlichen Bedürfnissen nach Entspannung und Erholung wird vom Vater entsprochen und dementsprechende Überlegungen und Handlungen gesetzt.
- *Spirituelle Arbeit*: Der Vater bietet Ermutigung und Stärkung in der Bedeutungsfindung.
- *Ratgeber-Arbeit*: Der Vater vermittelt Wissen und unterstützt die Kinder.

3.3.4 Vaterbilder: Vom traditionellen zum „neuen“ Vater

Tazi-Preve (2006, S. 239) identifiziert folgende Typologie von Vaterbildern:

- *Der traditionelle Vater:* Er symbolisiert Macht, Autorität und gesellschaftliche Kompetenz. Er identifiziert sich über seine berufliche Karriere, versteht sich als Ernährer der Familie und stärkt die Mutter in ihrer Funktion als Garantin der Familienarbeit.
- *Der partnerschaftliche Vater:* Ist in seiner symbolischen Bedeutung Vorbild, Förderer und Interaktionspartner seiner Kinder und steht ihnen neben seiner Erwerbsarbeit auch als Freizeitgestalter und Spielkamerad, sowie in alltäglichen Interaktionen zur Verfügung.
- *Der „neue“ Vater:* Er dringt in ehemals rein weibliche Erfahrungsbereiche wie Schwangerschaftsvorbereitung, Entbindung und Säuglingspflege ein. Familiäre Konstellationen und Funktionen werden mit „neuen“ Vätern verhandelbar. Der neue Vätertypus scheint sich an bis dato primär mütterlichen Aufgaben zu interessieren und auch daran zu beteiligen.

3.4 Die „neuen Väter“

Durch den Wandel der Vaterrolle, Wandel der elterlichen Rollenmuster, bzw. der familialen Lebensformen kommt es zu einer „Aufweichung“ des klassischen Vaterbildes. „In der Öffentlichkeit hat sich das Bild vom ‚neuen Vater‘ durchgesetzt und verbindet sich mit der Vorstellung eines väterlichen Verhaltens, das von Zuneigung, Zärtlichkeit und Fürsorge geprägt ist, von aktiver Anteilnahme am Leben des Kindes und der starken Beteiligung an seiner Betreuung und Versorgung“ (Stein-Hilbers, 1994, S. 133).

Herlth (2000) beschreibt die „neuen Väter“ folgendermaßen: „Gemeint sind damit Väter, die ein deutliches Interesse am Umgang mit ihren Kindern demonstrieren, indem sie z.B. nicht nur Wert auf die Anwesenheit bei der Geburt legen, sondern sich auch an der Säuglingspflege beteiligen, die Kinder betreuen und mit ihnen spielen sowie auch im Haushalt vermehrt Aufgaben übernehmen“ (S. 107, zitiert nach Wagner, 2008, S. 36).

3.4.1 Die „neuen Väter“ in den Medien

Baader (2006, S. 117 ff) analysierte in ihrer Arbeit Beiträge in aktuellen Printmedien zum Thema „Vaterschaft“. Berücksichtigt wurden psychologisch semi-wissenschaftliche Zeitschriften wie „Psychologie heute“, außerdem „Die Zeit“, „Der Spiegel“, „Focus“, und auch sogenannte „Life-Style-Magazine“. Alle Beiträge stammen aus den Jahren 2001 bis 2006. Das Ziel der Untersuchung lag darin, anhand der Artikel Trends herauszuarbeiten, die Hinweise auf die Frage nach zukünftigen Entwicklungen geben können.

Baader (2006) kommt zu folgendem Resümee:

- Ein Typus von Beiträgen befasst sich mit der Entwicklungsbedeutsamkeit von Vätern für die Kinder.
- Ein zweiter Typus thematisiert die neue „Doppelbelastung“ der Väter durch Berufstätigkeit und familiäres Engagement. Bei dieser Berichterstattung lassen sich zwei Trends erkennen, wobei der eindeutig stärkere von der unveränderten Karriereorientierung des Vaters ausgeht, und es vom Zeitmanagement des Vaters abhängig ist, wie die knapp bemessene Ressource „Zeit“ verwaltet wird. Der schwächere Trend plädiert dafür, den beruflichen Erfolg hintan zu stellen, sich für Kinder zu entscheiden und „Selbstverwirklichung“ im Familienverband zu leben (S. 129 f.).

In den analysierten Beiträgen werden auch das gesellschaftlich manifestierte Männlichkeitsideal und die Angst der Väter, diesem durch Kinderbetreuungsarbeit nicht zu entsprechen, thematisiert. Auch geht aus den Beiträgen hervor, dass sich der Herausforderung, Berufstätigkeit und Familie zu vereinen, zunehmend beide Geschlechter konfrontiert sehen. Zukünftig erscheint von Bedeutung, wie sich die Neuorganisation von Kompetenzen, Funktionen und Rollen gestaltet, die vor allem von der akademischen Mittelschicht neu ausgehandelt werden wird.

Baader (2006) merkt kritisch an, dass väterliches Engagement auch zu einem guten Teil von den Einkommensverhältnissen abhängt. So lange Väter für dieselbe Arbeit ein Drittel mehr Gehalt beziehen, werden es wieder die Mütter sein, die nach der Geburt des Kindes zu Hause bleiben (S. 131).

Schließlich kommen auch Baader (2006, S. 129) und Connell (1999) zu dem Schluss, dass es die Männer selbst sind, die über die Zukunft der Vaterschaft entscheiden. Connell (1999), ein(e) Vorreiter(in) der emanzipatorischen Männerforschung, legt den Einfluss der Männer in der Wissenschaft und damit in der Gestaltung zukünftiger Entwicklungen sehr kritisch fest; „[...] die Macht- und Kommunikationsstrukturen, die Reproduktion der wissenschaftlichen Kultur haben allesamt mit der gesellschaftlich überlegenen Position des Mannes in einer geschlechterstrukturierten Welt zu tun“ (Connell, 1999, S. 25). Aufgabe der Männer wird es sein, das Spannungsverhältnis von Männlichkeit und Vaterschaft aufzulösen, um nicht am Ende des Tages konsterniert feststellen zu müssen, dass „dem beruflichen Erfolg [...] eine private Seite des Lebens am Rande der Familie gegenüber“ steht (Baader, 2006, S. 131).

3.4.2 Veränderung auf der Einstellungs- oder Verhaltensebene

Werneck (1998) stellt in Frage, inwieweit es sich bei der „Aufweichung des ‚klassischen‘ Vaterbildes [...] „nur“ um eine grundsätzliche Aufgeschlossenheit gegenüber Modifikationen der traditionellen Vaterrolle handelt, bzw. inwieweit bereits ein echter Rollenwandel, auch auf Verhaltensebene, stattgefunden hat [...]“ (S. XI).

Tazi-Preve (2006) greift in ihrer Arbeit eben diese Frage auf, ob es sich bei der Terminologie der „neuen Väter“ lediglich um einen von den Medien hochstilisierten Mythos oder um tatsächliche Änderungstendenzen auf der Einstellungs- oder Verhaltensebene handelt und zieht zur Analyse den „Population Policy Acceptance Survey (2001)“, (PPA II) heran. Diese Studie wurde in Österreich im Jahr 2001 unter 2000 Personen im Alter zwischen 20 und 65 Jahren durchgeführt und beinhaltete Fragen zur Familienpolitik und dem Geschlechterverhältnis. Von Interesse erschienen unter anderem das Erleben und die Wahrnehmung von sozialer Vaterschaft.

Die Autorin erhob, „ob im Verhalten der befragten Männer bzw. in ihrer Einstellung zur Aufteilung der Familienarbeit eine moderne Einstellung zu verzeichnen ist. Überprüft wird weiters, ob Selbst- und Fremdwahrnehmung von Vätern

auseinanderklaffen. Zudem wird der Frage nachgegangen, ob es die ‚neuen Väter‘, die die traditionelle Aufgabenteilung ablehnen, in zunehmendem Maße gibt“ (Tazi-Preve, 2006, S. 231).

Das wenig überraschende, wenngleich trotzdem ernüchternde Ergebnis der Studie liefert einerseits einen Hinweis darauf, dass „auf der Verhaltensebene bezüglich der Aufteilung von Kinderbetreuung und Hausarbeit kaum ein Wandel festzustellen ist. [...] Dennoch belegen die Daten den auf den ersten Blick überraschenden Befund, dass die Ungleichverteilung der Familienarbeit von der Hälfte der Frauen nicht als Verletzung ihrer Ansprüche erachtet wird“ (S. 242).

Die These, dass die „neuen Väter“ ein Produkt der Medien und in der Realität nicht existent sind, lässt sich laut Tazi-Preve (2006) auf der Verhaltensebene durchaus bestätigen. Auf der Einstellungsebene aber hat nachweislich ein Umdenken eingesetzt, das sich im Bedauern der berufsbedingten väterlichen Abwesenheit von der Familie - sowohl von Frauen als auch von Männern geäußert - ausdrückt. Das männliche Selbstbild wird durchaus hinterfragt, lediglich die Altersgruppe der 55- bis über 60-jährigen Männer hält zu einem höheren Prozentsatz am traditionellen Rollenbild fest. Väterkarenz ist grundsätzlich für Männer und Frauen vorstell-, aber nicht realisierbar. Ein beachtenswertes, zukunftsweisendes Ergebnis des PPA II stellt die Erkenntnis dar, „dass sich die Erwartungshaltung der Frauen an die Männer rasch verändert“ (S. 242).

Zulehner (2003, zitiert nach Dullnig, 2006, S. 16 ff.) belegt mit den Ergebnissen seiner Studie, dass 38% der Männer die Ansicht teilen, dass beide Elternteile zu gleichen Teilen die Kinderbetreuung übernehmen sollten. Männer, die dem modernen Typus nach Zulehners Einteilung zugeordnet werden, also jene, denen traditionelle Vorstellungen fremd sind, stimmen sogar zu 67% einer egalitären Kinderbetreuung zu. Trotz dieses breiten Einverständnisses zur Arbeitsteilung erachten lediglich 2% der Männer die Kinderbetreuung durch den zu Hause agierenden „Hausmann“ als optimal. 44% der Befragten sind überzeugt, dass es das Beste sei, wenn die Frau zu Hause bleibt, solange die Kinder noch klein sind. Trotz der geplanten Beteiligung an Betreuung und Pflege wird die väterliche, erwerbsmäßige Arbeitszeit nach der Geburt des Kindes äußerst selten reduziert, außerdem wird die Möglichkeit einer Väterkarenz kaum in Anspruch genommen.

Der prinzipiellen Zustimmung zu egalitärer Kinderbetreuung auf der Einstellungsebene steht in Zulehners Studie die gelebte Realität auf der Verhaltensebene gegenüber. In diesem Zusammenhang kann laut Dullnig (2006, S. 19) nichts Neues bei den Vätern entdeckt werden, auch wenn die Bereitschaft einer Arbeitszeitverkürzung zugunsten von Pflögetätigkeiten in der Befragung hoch ist. Die Gründe dafür verortet Dullnig (2006) in dem „nach wie vor vorgefundenen Männlichkeitsideal, sowie den unzureichenden gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen“ (S. 19).

Das Problem des überholten Männlichkeitsideals greift auch Schlaffer (2004) in ihrem Vortrag anlässlich der „First European Fathers‘ Conference“ auf, in dem sie Hoffnung in einen Ausspruch ihres Vorredners setzt, der ausführte, worauf es wirklich ankäme, nämlich: „giving up of male arrogance and self-centredness. This is something that has to be a common goal which we have to work on jointly – not only in the interest of our family, the realisation of our personal happiness and our satisfaction, what is also at stake is the continued existence of the globe“ (S. 39).

Im folgenden Kapitel wird versucht, sich der zumeist tabuisierten Problematik „Partnerschaft und Elternschaft“ behinderter Menschen anzunähern.

4 ELTERNSCHAFT BEHINDERTER MENSCHEN

Nach eingehender Literatursichtung zeigte sich, dass das „System Familie“ in den letzten Jahren durchaus an Bedeutung im wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse gewann. Forscher verschiedenster Disziplinen beleuchteten die unterschiedlichsten Aspekte familiärer Konstellationen und versuchten, jede Phase, jede Entwicklungseventualität zu analysieren. Seitenweise Aufzählungen und Beschreibungen moderner Familienkonstruktionen finden sich ebenso wie akkurates Variieren von Geschwisterkonstellationen und deren Langzeitwirkungen auf die psychosoziale Entwicklung der Involvierten - auch im internationalen Vergleich.

Was aber trotz gezielter, intensiver Suche nicht zu entdecken ist, ist die Thematisierung behinderter Eltern in der Familienentwicklung.

Eine Antwort auf die rein rhetorische Frage, warum sich denn bislang niemand dafür interessierte, „wie“, um es trivial auszudrücken, „es in Familien mit behinderten Elternteilen so zugehe, wie sich der Alltag gestalte, was denn anders sei, wie man sich als Kind, als Elternteil fühle,...“ liefert - wohl unbeabsichtigt - Petzold (2002). Er schreibt sehr pragmatisch, dass die Tatsache, „dass Familien in ganz verschiedenen Formen auftreten können, eine a-priori-Erkenntnis ist, die so klar ist, dass kaum jemand meint, dies hinterfragen zu müssen“ (S. 22). Tatsächlich hinterfragen die Kinder behinderter Eltern die Alltagssituation mit ihren behinderten Eltern generell *nicht*. (Wie auch die Auswertung der Interviews, Kapitel 8.1.2.7, belegt). Die öffentliche Wahrnehmung aber, das heißt, die Wahrnehmung derer, die mit der Situation behinderter Eltern nicht vertraut sind, ist jedoch stark von Vorurteilen und Vorbehalten - bis hin zur konkreten Ablehnung oder aber ungläubigen Bewunderung - geprägt. Einer der interviewten Väter beschreibt seine diesbezüglichen Eindrücke: „Es gibt ja nichts Durchschnittliches, es gibt nur entweder Ablehnung oder Bewunderung, was anderes gibt es ja nicht. Aber die meisten haben eigentlich gesagt, sie bewundern das so, aber wir haben es eigentlich als ganz normal empfunden.“

4.1 Wissenschaftliche Nichtbeachtung der Situation behinderter Eltern

Hermes (2003) kritisiert in ihrer Arbeit die wissenschaftliche Nichtbeachtung der Situation behinderter Eltern, was ihrer Meinung nach Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Relevanz zulässt, die dem Thema beigemessen wird. Auch wenn „Fragen der Sexualität und Partnerschaft behinderter Menschen in den letzten Jahren verstärkt untersucht und diskutiert wurden, hat die Tatsache, dass behinderte Männer und Frauen Elternschaft leben, bisher keinen Einzug in die Sichtweisen von Forschern gefunden“ (S.17). Wolbring (2001) meint in diesem Zusammenhang, dass wohl die Richtung der Forschung und die im speziellen Kontext zugelassenen Fragestellungen oft davon abhängen, „was die

Gesellschaft oder bestimmte einflussreiche Gruppierungen innerhalb der Gesellschaft als der Forschung würdig erachten“ (S. 8, zitiert nach Hermes, 2003, S. 16).

Hermes´ (2003) Feststellung, dass bisher weder die Elternforschung, noch die Behindertenforschung Eltern mit Behinderung als Zielgruppe in ihre Untersuchungen einbezogen haben (S. 16), wird von Zinsmeister (2006) bestätigt. Sie erstellte 2006 ein Rechtsgutachten im Auftrag des Netzwerks behinderter Frauen und nimmt Cloerkes Standardwerk „Soziologie der Behinderten“ (1997) als Beispiel. Darin erschöpft sich die Auseinandersetzung mit Partnerschaft, Elternschaft und der Familienarbeit behinderter Menschen in der Feststellung: „Das Recht (geistig) behinderter Menschen auf Partnerschaft und eigene Elternschaft wird zunehmend thematisiert und anerkannt“ (Cloerkes, 1997, S. 62; Zinsmeister, 2006, Kap.1).

4.2 Sexualität, Partnerschaft und Elternschaft

Hermes (2003) und auch Zinsmeister (2006) greifen die landläufige Ansicht auf, dass Behinderung und Elternschaft im Sinne herkömmlicher Denkmuster bis heute unvereinbar scheinen. Schönwiese (1994) spricht in diesem Zusammenhang von einer "Verdoppelung des Tabus" (S. 103, zitiert nach Levc, 2005, Kap. 3.2). Behinderte werden erst gar nicht in ihrer Geschlechtlichkeit wahrgenommen, woraus in logischer Konsequenz auch die mangelnde Zuschreibung erlebbarer Partnerschaft und eventueller Elternschaft resultiert.

„Die Lebensbereiche Sexualität, Partnerschaft und Elternschaft wurden Menschen mit Behinderung in der Vergangenheit grundsätzlich abgesprochen bzw. vorenthalten, da eine Vermehrung der als gesellschaftlichen Last empfundenen Personengruppe gesellschaftlich nicht erwünscht war“ (Hermes, 2003, S. 70).

Das Ausmaß der Ablehnung jener Menschen belegt das im Nationalsozialismus beschlossene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ aus dem Jahr 1933. Es bildet den absoluten Höhepunkt eugenischen Denkens der jüngeren Vergangenheit, indem es die Zwangssterilisation Hunderttausender behinderter Menschen, die von definierten Erbkrankheiten - so etwa auch „erblicher Blindheit“ oder „erblicher Taubheit“ - betroffen waren, regelte (Hermes, 2003, S. 71).

Ein manifestiertes Klischee mündet in der Aussage, dass Behinderte Menschen sind, „die versorgt werden müssen, dagegen sind Eltern Menschen, die für andere sorgen“ (Hermes, 2003, S. 14). Elternschaft stehe damit im Widerspruch zum Bild des alleinstehenden Behinderten, der auf die Fürsorge seiner Herkunftsfamilie und auf staatliche Unterstützung angewiesen ist, so Zinsmeister (2006, Kap.1). Wie weit dieses Klischee verbreitet ist, belegen die Ausführungen eines interviewten Vaters, der darauf zu sprechen kommt. „Das ist ja eigentlich die erste Voraussetzung, um Papa zu sein: [...] Dass du dein Leben im Griff hast. In dem Moment, wo du als Blinder dein Leben im Griff hast, brichst du ja sowieso schon Konventionen, weil ein Blinder hat gefälligst hilflos zu sein. Wenn du aber schon dabei bist, Konventionen zu brechen, dann hast du die Chance und die Pflicht gleichzeitig, alles für dich selber neu zu definieren [...]“.

Hermes (2003) sieht die Ursache, warum Sexualität und Elternschaft behinderter Menschen gesellschaftlich nicht existent sind, in tief verwurzelten Vorurteilen und negativen Rollenzuschreibungen verortet. Dadurch werden auch die Lebensbedingungen von Eltern mit Behinderungen kaum wahrgenommen, wodurch in weiterer Folge entsprechende Strukturen zu deren Unterstützung fehlen (S. 14).

Dieser mangelnden öffentlichen und auch wissenschaftlichen Wahrnehmung behinderter Eltern stehen die Zahlen einer im Jahr 2000 veröffentlichten LIVE-Studie zur Situation körper- und sinnesbehinderter Frauen in Deutschland gegenüber. Die Studie belegt, dass von den befragten Frauen 70 % eigene Kinder, und davon wiederum knapp zwei Drittel zwei oder mehr Kinder haben, was laut Zinsmeister (2006) in etwa den Zahlen nichtbehinderter Frauen entspricht (Kap. 1).

5 SCHWERPUNKTFORSCHUNG

Nachdem im vorangegangenen Kapitel die vernachlässigte Wahrnehmung der Elternschaft behinderter Menschen - sowohl von öffentlicher, als auch von wissenschaftlicher Seite - thematisiert wurde, soll das nun folgende Kapitel einen Überblick, bzw. Einblick in die wenigen bereits existierende Arbeiten zum Thema „Eltern mit Behinderung“ gewähren und als Hilfestellung für weitere Recherche und Forschungsarbeit zu verstehen sein.

5.1 Forschungsstand zur Thematik „Eltern mit Behinderung“

Behrendt (1998, S. 31ff.) fasst in seiner Arbeit den nationalen (Deutschland) und internationalen Forschungsstand über Eltern mit Behinderung zusammen.

- 1977 gehen in dem von Kluge und Sparty herausgegebenen Werk „Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?“ Mediziner, Theologen, Psychologen und Pädagogen der Frage nach, ob Behinderte heiraten und eine Familie gründen dürfen. Die Autoren kommen darin zu dem Schluss, dass zumindest körperbehinderte Menschen heiraten sollten, um ein erfülltes Leben führen zu können. Die Überlegung, ob Menschen mit vererbbaaren Behinderungen Kinder in die Welt setzen sollten, wird überwiegend kritisch beurteilt, da die Autoren es ablehnen, Kinder einem möglichen Risiko und den damit verbundenen Konsequenzen auszusetzen.

Interessanterweise erschien im Jahr 2000 die vierte (unveränderte) Auflage des Buches, obwohl Kritiker bereits der Erstauflage des Werkes eine ideologische Rückkehr ins 18. Jahrhundert bescheinigten.

- Im englischsprachigen Raum wurde in einer Studie von Yankelovich (1977, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 31) der Frage nachgegangen, ob behinderte Eltern „gute“ Eltern sein können. Dabei wurden sowohl behinderte, als auch nichtbehinderte Eltern befragt, ob sie sich als „gute“ Eltern bezeichnen würden. 63 % der behinderten und 74 % der nichtbehinderten Eltern gaben an, sich als „gute“ Eltern bezeichnen zu wollen. Das Manko dieser Studie und damit deren

Aussagekraft liegt in der mangelnden Definition der Faktoren, die „gute Eltern“ ausmachen sollen.

Eine weitere Frage, der laut Behrendt (1998) in der Literatur nachgegangen wird, behandelt den eigentlichen Unterschied zwischen behinderten und nichtbehinderten Eltern. Grundsätzlich gehe die einschlägige Literatur davon aus, dass es mehr Gemeinsamkeiten denn Unterschiede in der „Ausübung“ der Elternschaft gebe.

- So stellt Newbrough (1985, S. 182; zitiert nach Behrendt, 1998, S. 32) fest, „Their ways of parenting may be different, (...) but the experience of words, of understandings, and a feeling may be similar to those of other families“.

Newbrough (1985) betont in diesem Zusammenhang aber auch die gesellschaftliche Verantwortung, sowohl behinderten, als auch nichtbehinderten Eltern Unterstützung zu gewähren, bzw. zuzusichern. Dies sei einerseits durch soziale Netzwerke - wie etwa der nachbarschaftlichen Hilfe - oder durch öffentliche Institutionen bei bestimmten Einschränkungen zu gewährleisten.

Weiters sieht Newbrough (1985) eine sinnvolle Unterstützung behinderter Eltern - ähnlich wie die prinzipielle Unterstützung Behinderter - darin, eine angemessene Funktionalität sicherzustellen. „Goals for intervention would be similar to those for the handicapped person: to enable the family to function adequately. (...) Resources outside the family would have to be used to make the difference“ (S. 183, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 33).

- Behrendt (1998) gelingt es in seiner Arbeit, den Forschungsstand zur Thematik der Hilfestellung, die Kinder behinderter Eltern leisten, zu erheben. So weisen laut Behrendt (1998, S. 33) Greer (1985) und Newbrough (1985) darauf hin, dass jene Kinder, die besonders viel Unterstützung geben, bzw. geben müssen, für ihre Hilfestellungen mehr Verantwortung tragen und dadurch evt. belasteter wären als Kinder nichtbehinderter Eltern. Aufgrund ihrer Überforderung würden sie Vorbehalte gegenüber den physischen Einschränkungen der Eltern entwickeln.

Gleichzeitig sieht Greer (1985, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 34) aber auch die Möglichkeit der freieren Entfaltung und früheren Selbständigkeit jener Kinder, da sie weniger Einschränkungen und Verboten unterliegen als Kinder nichtbehinderter Eltern.

Brown (1981, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 34) sieht die Problematik der von den Eltern geforderten, bzw. benötigten Hilfe jedoch als Angelegenheit der behinderten Eltern, die mit dieser Situation umgehen müssen.

- In einer Studie untersuchten Buck und Hohmann (1979, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 34) mögliche Einflussfaktoren einer väterlichen Querschnittlähmung auf die Entwicklung deren Kinder. Dazu wurden 45 Kinder querschnittgelähmter Väter befragt und einer psychologischen Testbatterie unterzogen. Zusammenfassend besagt die Studie, dass das Verhalten und die Einstellung der Väter wichtigere Faktoren für die Entwicklung der Kinder darstellen als die Behinderung. Hinsichtlich Geschlechtsrollenidentität, Körpergefühl und sozialer Fertigkeiten fanden sich keine Unterschiede zur Kontrollgruppe mit Kindern nichtbehinderter Väter. Auch wurden querschnittgelähmte Väter von ihren Kindern ebenso einfühlsam, warm und gefühlvoll eingeschätzt wie nichtgelähmte Väter.

- Buck und Hohmann (1981, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 35) beschreiben in einer weiteren Studie, die den Bereich der Disziplin und Disziplinarmaßnahmen behandelt, dass Disziplinarmaßnahmen in Familien, in denen ein Elternteil behindert ist, vorwiegend vom nichtbehinderten Elternteil gesetzt werden.

- Die Arbeit von Thurman (1985, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 35) „Children of Handicapped Parents - Research and Clinical Perspectives“ setzt sich in erster Linie mit der Entwicklung der Kinder Behinderter auseinander.

Das Buch soll im Sinne einer Gleichstellung Behinderter den amerikanischen Gerichten eine Entscheidungshilfe bieten, wenn es etwa um die Frage von Entwicklungschancen oder adäquater Versorgung von Kindern im Adoptionskontext geht. Gilhol (1985, zitiert nach Behrendt, 1998, S. 35) merkt in diesem Zusammenhang an, dass Behinderung lediglich *ein* Faktor ist, der die

Interaktion zwischen Eltern und Kind bestimmt. „The handicapped parent may compensate for their disability by evidence of ability in some other area“ (Gilhol, 1985, S. 16; zitiert nach Behrendt, 1998, S. 35).

- Eine Studie von Brown (1981) belegt laut Behrendt (1998, S. 35), dass Kinder stolz auf die Behinderung ihrer Väter sind, weil sie durch die vermehrte Anwesenheit und Verfügbarkeit der Väter eine engere Beziehung zu diesen aufbauen konnten.

- Behrendt (1998) selbst führte auf Basis persönlicher Gespräche eine qualitative Untersuchung an 18 Vätern und 32 Müttern durch, deren Behinderung in rund 80% der Fälle durch das Beruhigungsmittel Thalidomid (Handelsname: Contergan) verursacht wurde.

In der Studie beleuchtet er „Die Situation körperbehinderter Eltern“ hinsichtlich Schwangerschaft, Geburt, Umgangs mit den Kindern und des Erlebens der Elternschaft. Aufgrund geschlechtsspezifischer Trennung divergierender Ansichten erlaubt die Arbeit Erkenntnisse über väterliches Erleben und väterliche Einstellungen. Behrendts weiteres Forschungsinteresse lag in der Aufdeckung gesellschaftlicher Reaktionen auf die Elternschaft behinderter Menschen, sowie der von der Gesellschaft gewährten Unterstützung. Auch den individuellen, praktischen Lösungsansätzen betroffener Eltern, wie auch der Reaktion der Kinder auf die elterliche Behinderung wird Raum gegeben. Die Ergebnisse der Studie belegen, dass „es den Eltern mit einer Behinderung möglich ist, ihrer Rolle als Eltern gerecht zu werden und ihre Kinder großzuziehen“ (Behrendt, 1998, S. 1).

5.2 Forschungsstand zur Thematik „blinde und sehbehinderte Eltern“

Deckte bereits die Suche nach Literatur zur Thematik „Eltern mit Behinderung“ eine große Lücke am Wissenschaftssektor auf, so bedeutete die Spezifizierung auf „sehbehinderte und blinde Eltern“ die sprichwörtliche Suche nach der Nadel im

Heuhaufen. Auch hier bewahrheitete sich Fthenakis' (1988) Einschätzung, dass es der Initiative einzelner zu verdanken ist, die Forschung auf diesem Gebiet voran zu treiben (S. IX).

Im anschließenden Kapitel soll versucht werden, dem fehlenden literarischen Niederschlag in einschlägigen Werken durch eine Auflistung vorhandener Schriften zu begegnen. Auch in diesem Fall wird eingeräumt, keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen und im Vorfeld bedauert, möglicherweise bedeutsame Ausführungen unerwähnt - da unbekannt - belassen zu haben.

- Finding (1999) beschreibt in ihrer Diplomarbeit mit dem Titel „Zur Lebenssituation sehbehinderter Eltern unter besonderer Berücksichtigung gesellschaftlicher Bedingungen“ die Umstände, unter denen sehbehinderte Menschen Elternschaft leben. In Findings Arbeit wird Vorurteilen, Vorwürfen und vorgefassten Meinungen auf den Grund gegangen, mit denen dem Kinderwunsch sehbehinderter Menschen begegnet wird. Im Fokus des Erkenntnisinteresses liegt die Identifizierung der diesem Phänomen zugrundeliegenden Ursachen. Theoriegestützt gelingt es der Autorin, mittels qualitativer Interviews mit drei betroffenen Müttern, die zumeist auf Unwissenheit basierenden gesellschaftlichen Ressentiments zu relativieren. Neben der Beschreibung diverser lebenspraktischer Lösungsstrategien bei der Bewältigung alltäglicher Situationen, wird von der Autorin aber auch der Anspruch erhoben, die Gesellschaft zu fordern, entsprechende Rahmenbedingungen zu schaffen, sowie adäquate soziale Netzwerke aufzubauen, um eine gelingende Elternschaft behinderter Menschen zu ermöglichen.

Bemerkenswert erscheint die Erfassung und Gewichtung der Situation Kinder blinder, bzw. sehbehinderter Eltern im Rahmen dieser Erhebung. Die Thematik „Kinder blinder Eltern“ blieb bis dato laut Findings (1999, Kap. 6) Recherche innerhalb der Familienforschung bis auf die Arbeit Müllers (1993) und vereinzelter Artikel und Exkurse beinahe unerforscht.

Beiträge zur Auseinandersetzung mit den Aspekten elterlicher Blindheit von seiten der Kinder leisten laut Finding (1999, Kap. 6) unter anderen: Abu El-Gyab-Wiesmayr (1994), Kern (1995), Ruland (1986), Schultes (1998).

- Behrisch (2005) unternimmt in ihrer Arbeit mit dem Titel „Vaterschaft, Erziehung und Alltagserleben von Vätern mit Behinderung“ den Versuch, die genannten Bereiche der Lebenswelt von Vätern mit Behinderung darzustellen. Aufgrund des geringen Kenntnisstandes über Väter mit Behinderung betont Behrisch den explorativen Charakter der Studie. Sie propagiert den von ihr angewandten und für weiterführende Forschung wünschenswerten Zugang zur Thematik mittels qualitativer Interviews, die eine kommunikative Validierung der Forschungsergebnisse ermöglichen.

Behrischs Arbeit bietet Ansätze, die Lebenswirklichkeit behinderter Väter nachzuzeichnen. Die Interviews mit zwei blinden und vier körperbehinderten Vätern bieten die Möglichkeit, die Einstellungen und Überlegungen der Väter hinsichtlich Vaterschaft, Erziehung und ihrem Zusammenleben mit ihren Kindern zu erfassen. Weiters wird die persönliche Haltung der Betroffenen zu ihrer Behinderung dargestellt. Auch dem in der Literatur vorgefundenen Generalverdacht des unwilligen Vaters, der nicht gewillt ist, seine Vaterschaft aktiv zu gestalten, kann in dieser Studie - im Sinne einer Gleichstellung behinderter und nicht behinderter Väter - begegnet werden (Behrisch, 2005, Kap. 5).

- Levc (2005) erhebt in ihrer Arbeit mit dem Titel: „Und wer kümmert sich um das Kind?“ den „Stellenwert und [das] Zusammenwirken von stereotypen Vorstellungen, gegebenen Rahmenbedingungen und tatsächlichen behinderungsbedingten Spezifika im Hinblick auf die Mutterschaft von Frauen mit Behinderungen“.

Die Autorin beschreibt die Bedingungen, die Frauen mit Behinderungen im Hinblick auf Beratung und Unterstützung in den Bereichen Kinderwunsch, Schwangerschaft und Mutterschaft vorfinden und zeigt den Bedarf an Veränderungen als gesamtgesellschaftliches Thema auf.

Die Methode qualitativer Interviews ermöglicht, die Erfahrungen von vier bewegungsbehinderten und vier blinden Müttern als „Expertinnen in eigener

Sache“ ins Zentrum des Erkenntnisinteresses zu stellen, darüber hinaus wird auch die Situation der betroffenen Kinder beleuchtet. Als selbst betroffene, blinde Mutter, betont Levc (2005), während der Erhebung sowohl mit der Ambivalenz von Authentizität und Befangenheit, als auch dem Bemühen um kritische Distanz konfrontiert gewesen zu sein (Kap. 1.2).

Ein Exkurs der Autorin, bezugnehmend auf blindenspezifische Aspekte des Arbeitens mit schriftlichem Material, veranschaulicht Sehenden die Problematik der Verarbeitung großer Textmengen. Nennenswert erscheint weiters die Auflistung spezieller Angebote für Schwangere, Gebärende und Mütter mit Behinderungen, sowie ergiebige Literaturverweise zur Thematik „Mütter mit Behinderungen“.

- Die Dissertation von Hermes (2003) trägt den Titel „Zur Situation behinderter Eltern. Unter besonderer Berücksichtigung des Unterstützungsbedarfs bei Eltern mit Körper- und Sinnesbehinderungen.“

In einer qualitativen Untersuchung werden 12 Interviews mit körper- und sinnesbehinderten Eltern (davon zwei blinde Mütter und zwei blinde Väter) geführt. Hermes bedient sich eines offenen, nicht standardisierten Verfahrens, um der ihrer Einschätzung nach weitgehend unerforschten Thematik und der fehlenden empirischen Basis gerecht zu werden.

In der Arbeit werden die individuellen Erfahrungen der Betroffenen erfasst, Einblicke in deren persönliche Lebensgeschichten und unterschiedliche Lebenslagen gewährt, sowie darüber hinaus die in den Interviews eruierten Problemfelder analysiert und Lösungsansätze aufgezeigt.

Der Schwerpunkt der Studie liegt in der Aufdeckung innovativer Lösungsstrategien und der Herausarbeitung sinnvoller Unterstützungsmöglichkeiten, die laut Hermes (2003) dazu beitragen, dass behinderte Menschen Elternschaft „selbstbewusst, kompetent und zufriedenstellend gestalten können“ (S. 370). Um diesen Aspekt zahlenmäßig zu erfassen, führte Hermes eine zusätzliche, quantitativ ausgerichtete Fragebogenerhebung unter körper- und sinnesbehinderten Müttern durch, um den tatsächlichen Unterstützungsbedarf und die Lösungsmöglichkeiten der Betroffenen zu erfassen.

Kritisch erwähnt die Autorin den generellen Mangel an statistischen Daten, die konkrete Zahl der Mütter und Väter mit Behinderung betreffend, und beanstandet weiters, dass grundlegende Informationen über den eventuellen Aufenthalt behinderter Eltern und deren Kinder in Sondereinrichtungen fehlen.

Auch die ausständige Erforschung der Situation und des Erlebens der Kinder behinderter Eltern wäre im Sinne einer multiperspektivischen Familienforschung laut Hermes höchst angebracht und wünschenswert.

- Jakober (2008) widmet sich in ihrer Diplomarbeit dem Thema „Mutterschaft bei Sehbeeinträchtigung und Blindheit. Eine Bestandsaufnahme aus der bindungstheoretischen Perspektive.“

Ursprünglich als kontrollierte Einzelfallstudie konzipiert, handelt es sich um eine reine Literaturarbeit, da kurz vor Beginn der Studie der Ehemann der blinden Studienteilnehmerin dieser untersagte, die Mutter-Kind-Interaktion per Videoaufzeichnung dokumentieren zu lassen.

Jakobers Arbeit liefert somit eine Bestandsaufnahme des aktuellen Forschungsstandes über die Elternschaft blinder Menschen im bindungstheoretischen Rahmen. Neben der Bedeutung des Blickkontaktes und dem Konzept der Feinfühligkeit werden die Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr, sowie deren Relevanz für den folgenden Lebenslauf beschrieben. Jakobers Apell, ihre Arbeit als Forschungsanregung zu betrachten, richtet sich explizit an die bereits weit fortgeschrittene Kleinkindforschung, den Aspekt „Bindungsaufbau sehender Kinder zu ihren blinden Eltern“ in ihrem Konzept zu berücksichtigen (Jakober, 2008, S. 68 f.).

- Shackelford (2004) führte eine qualitative Untersuchung an sieben sehbehinderten, bzw. blinden Müttern und deren sehenden Kindern im Alter von neun Monaten bis drei Jahren durch. In ihrer Untersuchung erhob Shackelford den von den Müttern wahrgenommenen Einfluss ihrer Blindheit auf die Beziehung zu ihren Kindern. Die Ergebnisse der Studie zeigten, dass die Mütter, die allesamt die Hauptbetreuung ihrer Kinder überhatten, ein Gefühl umfassender Kompetenz in Bezug auf Kinderbetreuung und Interaktionsqualität erlangten. Die Mütter bezogen

sich in ihren Ausführungen auf Faktoren wie Ängste, Sorgen, glückliche Elternschaft, Sicherheit, Mobilität, Unterstützungsbedarf und -angebot, sowie Mutter-Kind-Interaktionen (Shackelford, 2004, p. viii).

Im Zusammenhang mit den Arbeiten zur Elternschaft blinder und sehbehinderter Menschen ist anzumerken, dass auch hier die Thematisierung der Mutterschaft jene der Vaterschaft prozentuell eindeutig dominiert. Vier der sechs vorgestellten Werke widmen sich ausschließlich den Müttern, in den zwei übrigen Arbeiten werden die Angaben von sechzehn Frauen und vier Männern erfasst.

Nach der bislang erfolgten theoretischen Auseinandersetzung mit relevant erscheinenden Aspekten, die Erforschung der Vaterschaft betreffend, wird im folgenden Abschnitt der Diplomarbeit der Darstellung der empirischen Untersuchung Raum gegeben.

EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG

6 DARSTELLUNG DES FORSCHUNGSINTERESSES

Elternschaft - im konkreten Fall Vaterschaft - ist ein außerordentlich sensibles und heikles Konstrukt mit einer unglaublichen Bandbreite an Gefühlen, Erwartungen, Einstellungen und Verhaltensmustern. Ein Anliegen der vorliegenden Arbeit ist es, eben diese - unter dem Aspekt einer sensorischen Behinderung - aufzuspüren und zu konkretisieren.

Ursprünglich angedacht, die Aussagen der blinden und sehbehinderten Väter mit den Ergebnissen der Wiener Längsschnittstudie (FIL) abzugleichen, wurde bald offensichtlich, dass nicht alleine die Wahl einer divergenten Methode, sondern auch die geringe Stichprobengröße und der singuläre Erhebungszeitpunkt einen „Vergleich“ nicht nur unmöglich, sondern auch nicht erstrebenswert erscheinen lassen. Bedenken, Behinderte und Nichtbehinderte miteinander zu vergleichen, äußert auch Behrendt (1998, S.10) in seiner Dissertation. Er begründet dies einerseits mit dem Druck der auf Vollkommenheit abonnierten Leistungsgesellschaft, der auf Behinderten lastet, andererseits mit dem beispielsweise unsinnigen (da unmöglichen) Vergleich kreativer Hilfsmittel, bzw. praktischer Lösungsansätze behinderter Menschen.

In der vorliegenden Arbeit liegt die Absage an einen „Vergleich“ zwischen blinden und sehenden Vätern darin begründet, keine Schwarz-Weiß-Malerei im Sinne „behindert-nichtbehindert“ und eine Defiziterhöhung betreiben zu wollen. Vielmehr sollen die betroffenen Väter selbst den Stellenwert, den sie dem fehlenden Sensorium in Hinblick auf ihr Verständnis von Vaterschaft, ihrem Rollenbild und ihrer Beziehung zu ihren Kindern einräumen, festlegen.

Intendiert ist ein Bewusstmachen „anderer“ Lebenssituationen, „anderer“ Lebensentwürfe und auch „anderer“ Wirklichkeiten.

Es steht außer Zweifel, dass sich die Gestaltung der Vaterschaft blinder und sehbehinderter Menschen von jener sehender Väter unterscheidet. Gerade ihre Behinderung aber ist es, welche die betroffenen Väter veranlasst, ihr Verhalten,

ihre Einstellungen und Überlegungen, aber auch die Möglichkeiten ihrer aktiv gelebten Vaterschaft in Hinblick auf das gesellschaftlich vorgegebene Vaterideal kritisch einzuschätzen und zu reflektieren.

Das Ziel der Untersuchung liegt in der Hoffnung, Entwürfe, Wege und Möglichkeiten gelebter Vaterschaft aufzuzeigen, um Elternschaft, bzw. generell Familienentwicklungen, besser verstehen zu können.

Zu wünschen wäre, dass die aus der vorliegenden Studie gewonnenen Erkenntnisse einen Beitrag leisten, um langfristig angelegte, repräsentative Untersuchungen - wie etwa das Wiener Längsschnittprojekt (Rollett & Werneck, 1993) - aus einer weitgehend unerforschten Perspektive zu beleuchten und um einen interessanten Aspekt zu bereichern.

Die sehr allgemein gehaltene Forschungsfrage, wie sich denn das Erleben der Vaterschaft blinder und sehbehinderter Männer gestalte, und worin die Väter selbst ihre Aufgaben und Möglichkeiten, aber auch ihre Einschränkungen in einer optisch dominierten Welt orten, wird durch Aufsplittung in Kategorien und Subkategorien präzisiert.

Im Fokus des Forschungsinteresses stehen demnach folgende Kategorien, die in weitere Subkategorien gegliedert und im Rahmen der Interviews erfasst wurden:

- Einfluss der Sehbehinderung auf Kinderwunsch
 - Erleben der Erblindung
 - Einfluss der progredienten Erblindung auf den Kinderwunsch
 - Ausgehen des Kinderwunsches
 - Bewusste Entscheidung der sehenden Mütter für eventuell sehbehinderte Kinder
 - „Angst“ vor Vererbung und eventueller Sehbehinderung des Kindes
- Kinderwunsch
 - Begründung des Kinderwunsches

- Bedenken vor der Geburt des ersten Kindes
- Erwartungen an die Elternschaft vor der Geburt des ersten Kindes
- Einstellung der Familie zu Kinderwunsch
- Reaktion des erweiterten Umfeldes auf Kinderwunsch

- Erstelternschaft sehbehinderter Väter
 - Anwesenheit bei Geburt
 - Erfahrungen mit Spitalspersonal
 - Erste Zeit mit dem Kind

- Verständnis von Vaterschaft
 - Rollenaufteilung, Aufgabenverteilung
 - Einfluss der Herkunftsfamilie und Rollenbild
 - „Aktiver“ Vater
 - Begriff „neue Väter“

- Partnerschaft und soziales Umfeld
 - Dauer der Beziehung vor der Geburt des ersten Kindes
 - Partnerschaftszufriedenheit
 - Unterstützung, Hilfe
 - Freundeskreis

- Vater-Kind-Interaktion
 - Beziehung des Vaters zum Kind
 - Vertrauensbasis
 - Erziehungsstil
 - Erziehungsziel

- Faktor Blindheit in der Vater-Kind-Beziehung
 - Umgang der Kinder mit Blindheit
 - Thematisierung der Blindheit
 - Vorteile für Kinder durch blinden Vater
 - Aufgabenübernahme durch Kinder / Überforderung der Kinder

- Erleben der eigenen Blindheit
- Erleben der eigenen Einschränkung im Umgang mit dem Kind
- Thema Mobilität

Das nun folgende Kapitel widmet sich der empirischen Konzeptualisierung dieser Diplomarbeit. Die Gründe der Methodenwahl, Grundzüge qualitativer Forschung, verwendete Instrumentarien, sowie Erhebungs- und Auswertungsverfahren werden darin beschrieben.

7 QUALITATIVE METHODENWAHL

Philipp Mayring (2002, S. 9 ff.) bricht eine Lanze für qualitatives Denken, indem er fordert, dass eine Annäherung an den Menschen sich nicht in dessen Testung, Vermessung und statistischer Repräsentanz erschöpfen darf, sondern dass auch Intentionen, Ziele und Zwecke Eingang in den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn finden müssen.

Im Gegensatz zur quantitativen Sozialforschung sieht sich die qualitative Forschung nicht als Hypothesen prüfendes, sondern Hypothesen generierendes Verfahren. Auf eine Hypothesenbildung ex ante wird laut Hoffmann-Riem (1980, zitiert nach Lamnek, 2010) verzichtet, „da häufig vor der Hypothesenbildung keine ausreichende Vorstrukturierung des Forschungsgegenstands erfolgt“ (S. 20). Der Forscher ist laut Lamnek (2010) im Untersuchungsprozess gehalten, „so offen wie möglich gegenüber neuen Entwicklungen und Dimensionen zu sein“ (S. 20), die erst am Ende des Untersuchungsprozesses in eine Hypothesenformulierung einfließen können.

Die Bedeutsamkeit einer offenen, authentischen Wissenschaft, in der innere, kognitive Prozesse, persönliche, gefühlsbehaftete Bedeutungen, aber auch die phänomenologische Welt des Menschen und dessen äußeres Verhalten beschrieben werden, legt Rogers (1973, S. 214) folgendermaßen dar:

„Wissenschaft existiert nur im Menschen. Jedes wissenschaftliche Unternehmen hat sein kreatives Beginnen, seinen Prozeß [sic] und seinen vorläufigen Abschluß

[sic] in einem oder mehreren Menschen. Wissen - auch wissenschaftliches Wissen - ist das subjektiv Akzeptable. Wissenschaftliche Kenntnisse können nur an denjenigen vermittelt werden, der subjektiv bereit ist, die Mitteilung zu empfangen. Die Anwendung von Wissenschaft geschieht auch nur durch solche Menschen, die auf der Suche nach Werten sind, die für sie von Bedeutung sind. Diese Aussagen deuten ganz knapp die veränderte Perspektive an, die ich meiner Sicht der Wissenschaft nun geben will.“

7.1 Aspekte qualitativer Interviews

Qualitative Interviews müssen laut Lamnek (2010, S. 325) folgenden Kriterien entsprechen:

- Sie erfolgen im alltäglichen Milieu der Befragten, um eine möglichst natürliche Situation herzustellen und authentische Informationen zu erhalten.
- Die Atmosphäre beim Interview muss vertraulich und freundschaftlich-kollegial sein.
- Der zu Befragende muss Artikulations- und Verbalisierungskompetenz besitzen.
- Die Asymmetrie der Kommunikationssituation (einer erzählt, der andere hört zu) ist tendenziell alltagsüblich und wirkt - richtig praktiziert - gegenüber dem Befragten als positive Sanktion.
- Einige typische Fälle werden durch Theoretical Sampling gewonnen. Große Fallzahlen sind ausgeschlossen.
- Die Fragen sind nicht vorab formuliert und folgen keiner spezifischen Abfolge.
- Es gibt keine geschlossenen Fragen.
- Qualitative Interviews setzen höhere Kompetenz des Interviewers als standardisierte Befragungen voraus, weshalb der Interviewer meist der Forscher selbst ist.
- Der Interviewer ist anregend-passiv.

- Aufzeichnungsgeräte sind obligat, um die Fülle an Äußerungen und Informationen komplett und wiederholt abrufbar analysieren zu können.
- Zeitliche Limits werden im Sinne des Erzählflusses und aufgrund der intendierten Nähe zum Alltagsgespräch nicht vorgegeben.

Für die Gesprächsführung mit den betroffenen Vätern wurde in Hinblick auf das Forschungsvorhaben das Problemzentrierte Interview nach Witzel (1989) gewählt, „da mit seinem Verfahren einem induktiv-deduktiven Verständnis des Forschungsprozesses Rechnung getragen werden kann“ (Mey & Höwing, 2001, S.7).

7.2 Das Problemzentrierte Interview

Witzel (2000) beschreibt das Problemzentrierte Interview als eine Technik, die imstande ist, die Gegensätzlichkeit theoriegeleiteten und offenen Vorgehens zu überwinden (Kap.2).

Bei der problemzentrierten Interviewtechnik tritt der Forscher - wie auch im quantitativen Paradigma üblich - mit theoretisch-wissenschaftlichem Vorwissen in die Erhebungsphase ein. Er sammelt Informationen, „filtert die für ihn relevanten Aspekte des Problembereichs der sozialen Realität heraus und verknüpft und verdichtet sie zu einem theoretischen Konzept“ (Lamnek, 2010, S. 333). Mithilfe der „offenen Fragen bleibt die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit dem Befragten alleine überlassen. Lediglich der interessierende Problembereich wird eingegrenzt und ein erzählgenerierender Stimulus angeboten“ (Lamnek, 2010, S. 333). Lenz (1991) schreibt diesem fragenden Abtasten eine hohe „Freisetzungsfunktion“ zu, da erst durch wiederholtes Nachfragen „die Erinnerung aktiviert und damit die Voraussetzung zur Erzählung geschaffen“ werde (S. 59). Das theoretische Konzept des Forschers bleibt bei dieser Vorgehensweise dem Befragten verborgen und bietet dadurch keinen Platz für eventuelle Verzerrungen der subjektiven Problemsicht. Mey (2000, S. 135 ff.) betont die Bedeutsamkeit der kontextspezifischen Forschungs-Interaktion und die Setting-spezifische

Konzeptualisierung der Interviewführung. Der Erkenntnisgewinn für den Forscher resultiert aus dem Wechselspiel von theoriebasierender Deduktion und empirischer Induktion (Lamnek, 2010, S. 333).

Vor diesem Hintergrund skizziert Witzel (2000, Kap.2) die

7.2.1 Drei Grundpositionen des Problemzentrierten Interviews

- Problemzentrierung: Kennzeichnet die Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung unter Kenntnisnahme deren objektiven Rahmenbedingungen. Der Interviewer ist angehalten, die Explikationen der Befragten verstehend nachzuvollziehen und am Problem orientierte Fragen, bzw. Nachfragen zu stellen. Dabei berücksichtigt der Interviewer die subjektive Sicht der Gesprächspartner und lenkt die Kommunikation auf das Forschungsproblem.
- Gegenstandsorientierung: Betont die Flexibilität der Methode gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstands. Die Gesprächstechniken folgen der befragtenzentrierten Kommunikationssituation und werden vom Interviewer je nach Reflexivität und Eloquenz der Gesprächspartner stärker im Sinne freier Narrationen oder unterstützend durch Nachfragen im Dialogverfahren geführt.
- Prozessorientierung: Diese bezieht sich auf den gesamten Forschungsablauf. Durch sensibles und akzeptierendes Zentrieren auf Orientierungen und Handlungen entsteht bei den Befragten ein Vertrauensverhältnis, das deren Selbstreflexion fördert. Durch „ungeschützte“ Darlegung ihrer Problemsicht entwickeln die Gesprächspartner in Kooperation mit dem Interviewer neue Aspekte zum Thema, decken Widersprüche auf oder füllen Erinnerungslücken. Diese ursprüngliche Form der Reflexion verhindert die Künstlichkeit der Forschungssituation, wie sie in klassischen „Frage-Antwort-Situationen“ gegeben ist. In solchen sind präzise Antworten auf ebenso präzise Fragen zu geben, wodurch die systematische Entwicklung des Problemhorizonts der Befragten verhindert wird.

7.2.2 Methodologische Prämissen des Problemzentrierten Interviews

Lamnek (2005, S.20 ff., S. 351 ff.; 2010, S.19 ff., S. 350 ff.) konkretisiert folgende methodologische Kriterien des problemzentrierten Interviews:

- Weitgehende Offenheit des Forschers gegenüber den Untersuchungspersonen, den Untersuchungssituationen und den Untersuchungsmethoden.
- Kommunikation zwischen Forscher und Untersuchungspersonen erfolgt zielorientiert fragend.
- Prozesshaftigkeit des Geschehens ist durch die Erfassung des Entstehungszusammenhangs sozialer Phänomene gewährleistet.
- Flexibilität des Forschers, sich verändernden Bedingungen und Konstellationen anzupassen, wird als relativ hoch vorausgesetzt.
- Explikation sichert die Nachvollziehbarkeit der Interpretation und damit die intersubjektivität des Forschungsergebnisses.
- Reflexivität setzt eine reflektierte Einstellung des Forschers, wie auch die Anpassungsfähigkeit seines Untersuchungsinstrumentariums voraus.

7.3 Erhebungsmethoden

Für die Erfassung sozioökonomischer Daten und problemspezifischer Fakten wurde ein Kurzfragebogen konzipiert.

7.3.1 Kurzfragebogen

Ein Kurzfragebogen dient als Einstiegsmedium in die Interviewsituation und initiiert die inhaltliche Auseinandersetzung mit der interessierenden Thematik. Mit ihm werden Daten erhoben, die die Basis für die Interpretation der im Interview gelieferten Informationen bilden und zusätzlichen Aufschluss über den sozialen Background des Interviewten geben. Als standardisiertes Verfahren dient er der Vermittlung zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren (Lamnek, 2010, S. 336).

7.3.2 Leitfaden

Die Konzeption des im Problemzentrierten Interview verwendeten Leitfadens erfolgt systematisch:

Dem Leitfaden kommt die Aufgabe zu, das im Vorfeld gesammelte, forschungsrelevante Hintergrundwissen und die interessierenden Fragenkomplexe thematisch zu organisieren.

Während Lamnek (2010, S. 336) einen Leitfaden als „zulässig“ bezeichnet, um einen Überblick über bereits abgehandelte Fragenkomplexe und eventuell fehlende Themenbereiche zu gewährleisten, sieht Witzel (1985) im Leitfaden „einen Orientierungsrahmen in der allgemeinen Sondierung“ (S. 244).

Trotz der inhaltlichen Ordnung der Fragen kann ihre Abfolge jedoch flexibel erfolgen und wird oftmals bereits durch den Erzählfluss des Interviewten vorweggenommen (Lamnek, 2005, S. 334 ff.).

7.3.3 Auswahl der Interviewpartner

Auf der Suche nach blinden Vätern, die sich für ein Interview zur Verfügung stellen würden, kontaktierte ich einen mir bekannten Lehrer des Bundesblindeninstitutes Wien. Dieser konnte ad hoc einige Namen blinder Väter nennen und bot an, meine Bitte um Gesprächspartner in Form einer Annonce (im Anhang einsehbar) in zwei Mailinglisten, die blinde und sehbehinderte Menschen erreichen, zu veröffentlichen.

In dieser „Anzeige“ ersuchte ich blinde und sehbehinderte Väter, sich für ein Interview betreffend die Vaterschaft blinder und sehbehinderter Menschen zur Verfügung zu stellen. Innerhalb kürzester Zeit meldeten sich acht Väter telefonisch oder per Mail, um ihre Bereitschaft für ein Interview zu bekunden. Leider stammte ein Vater aus Innsbruck, wodurch ein persönliches Gespräch nicht möglich war. Mit den verbliebenen sieben Vätern wurden Gesprächstermine vereinbart.

Da ich nicht in Wien wohne und dadurch die Gesprächspartner nicht zu mir bitten konnte, bzw. ihnen nicht die Strapazen der Anreise zumuten wollte, standen öffentliche Räume oder der Wohnsitz der Väter für ein Treffen zur Diskussion.

Die Entscheidungen, wo die Interviews durchgeführt werden sollten, gestalteten sich sehr spontan und unkompliziert. Vier Väter luden mich zu sich nach Hause ein, drei vereinbarten das Treffen an ihren Arbeitsplätzen, bzw. in ihnen zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten.

7.3.4 Stichprobe

Die für die weitere Interpretation des Textmaterials relevanten Informationen wurden mit Hilfe eines Kurzfragebogens erhoben.

Alter: Das Alter der befragten Väter liegt zwischen 34 und 69 Jahren.

Schulbildung/ Beruf:

Fünf Väter besuchten eine Blindenschule.

- Vier davon absolvierten nach Volks-, Hauptschule und Polytechnischem Lehrgang eine Ausbildung zum Stenotypisten und Telefonisten.
- Einer dieser Väter ließ sich zusätzlich zum Masseur und Heilmasseur sowie Programmierer ausbilden,
- ein anderer beendete (zum Zeitpunkt des Interviews) eben das erste Jahr des Psychotherapeutischen Propädeutikums,
- wieder ein anderer besuchte berufsbegleitend eine Abendschule und schloss diese mit Matura ab.
- ein blinder Vater verbrachte die Volks- und Hauptschulzeit in einer Blindenanstalt und maturierte anschließend in einer Regelschule.

Zwei Interviewpartner besuchten Regelschulen und maturierten dort.

Von den vier Vätern mit Matura absolvierte

- ein Vater eine Pädagogische Akademie,
- ein Vater eine Akademie für Sozialberufe,
- ein Vater brach sein Universitätsstudium ab,
- zwei Väter haben Hochschulabschluss.

Von den sieben befragten Vätern sind zwei in Pension, fünf sind berufstätig, wobei einer selbständig tätig ist.

Zahl der Kinder:

- Vier Väter haben zwei Kinder,
- zwei Väter haben jeweils ein Kind,
- ein Vater hat drei Kinder.

Alter der Kinder: Das Alter der 13 Kinder der stark sehbehinderten, bzw. blinden Väter beträgt zum Zeitpunkt der Interviews drei Monate, 5, 15, 18, 20, 24, 26, 29, 31 und 32 Jahre. Ein Vater hat bereits ein Enkelkind im Säuglingsalter, ein weiterer Interviewpartner bezeichnet sich als „Leihopa“ eines Dreijährigen.

Familienstand: Fünf Väter sind mit der Mutter ihrer Kinder verheiratet, bzw. leben in einer aufrechten Beziehung zur Kindsmutter. Zwei Väter sind seit Jahren von der Mutter ihrer Kinder geschieden. Davon ist eine Mutter blind, eine sehend.

Grad und Eintritt der Sehbehinderung:

- Einer der Väter ist geburtsblind.
- Ein Vater verlor im Kleinkindalter den Großteil seiner Sehkraft durch einen Unfall, erblindete im Erwachsenenalter vollständig.
- Drei Väter waren von Geburt an stark sehbehindert, einer davon erblindete im Kindesalter, zwei Väter erblindeten im Erwachsenenalter (nach unzähligen Augenoperationen) vollständig. Zwei der Väter können hell-dunkel unterscheiden.
- Ein Befragter beschreibt erste Gesichtsfeldausfälle im Alter von 13, 14 Jahren, mit zunehmender Verschlechterung des Sehvermögens bis zum vollständigen Verlust der Sehkraft mit etwa 45 Jahren.
- Ein Vater weist seit seiner Geburt einen Visus von 0,05 auf und ist stark sehbehindert.

Ursachen der väterlichen Sehbehinderung:

- Ein Vater gibt an, aufgrund eines Unfalls erblindet zu sein.
- Ein Vater vermutet eine Virusinfektion seiner Mutter während der Schwangerschaft als Ursache seiner Sehbehinderung.
- Ein Vater schreibt die Blindheit seinem Frühgeborenen-Status zu.
- Vier Väter nehmen einen Gendefekt als Ursache ihrer Sehbehinderung an.
 - Zwei dieser Väter beschreiben Grauen und Grünen Star.

- Einer dieser Väter beschreibt den allmählichen Sehverlust aufgrund von Retinitis Pigmentosa.
- Ein weiterer Vater kann den zugrundeliegenden Defekt nicht benennen.

Zwei der vier Väter, deren Erblindung auf einen Gendefekt zurückzuführen ist, haben jeweils eine blinde Schwester, sonst sind keine weiteren familiären Sehbehinderungen bekannt. In den Familien der beiden anderen Väter liegen keine weiteren Fälle einer Sehbehinderung vor.

Sehvermögen der Mütter:

- Vier Mütter sind sehend,
- drei Mütter sind stark sehbehindert, bzw. blind.

Von diesen Müttern ist eine geburtsblind, zwei Mütter verfügen über einen geringfügigen Sehrest.

Ursachen der mütterlichen Sehbehinderung:

- Die geburtsblinde Mutter nennt eine Toxoplasmose-Infektion ihrer Mutter während der Schwangerschaft als Ursache ihrer Erblindung.
- Eine der beiden anderen, stark sehbehinderten Mütter, leidet an Retinitis Pigmentosa, wobei erwähnt werden muss, dass auch deren Eltern und zwei Brüder ihres Vaters blind sind.
- Die Sehbehinderung der dritten Mutter ist auf eine Makuladegeneration zurückzuführen. Sie ist die einzige Betroffene innerhalb ihrer Familie.

Sehvermögen der Kinder:

Alle 13 Kinder haben keinerlei Beeinträchtigung ihres Sehvermögens.

7.4 Auswertungsmethoden

Dieses Kapitel ist der theoriegeleiteten Analyse des erhobenen Datenmaterials gewidmet.

7.4.1 Transkription

Nachdem die Interviews - mit expliziter Zustimmung der Gesprächspartner - mittels Diktiergerät aufgezeichnet wurden, erfolgte unter Verwendung des Transkriptionsprogrammes „f4 audio - Version 3.1.0“ deren Verschriftlichung.

Die Transkription als relativ technische Phase der Auswertung, die von Dittmar (2002, zitiert nach Lamnek, 2010) als „zeitaufwändig und in ihrer Problematik nicht zu unterschätzen“ (S. 367) bezeichnet wird, liefert die Voraussetzung der daran anschließenden Inhaltsanalyse.

Da das Forschungsinteresse auf inhaltlich-thematische Aspekte und nicht auf linguistische Besonderheiten gerichtet ist, wurden im Sinne einer leichteren Lesbarkeit der Transskripte, bezugnehmend auf Lamnek (2005, S. 402 ff.), dialektmäßige Sprachausformungen der Schriftsprache angepasst, sofern deren semantischer Gehalt ident erschien.

Anmerkung: Von der Herausforderung, der sich blinde und sehbehinderte Menschen stellen (müssen), um große verschriftlichte Datenmengen zu überblicken (was von der Scientific Community ohne Bedachtnahme auf fehlende Visualität vorgesehen ist), berichten u.a. Finding (1999) und Levc (2005) in ihren Arbeiten.

Die Auswertung der Interviews erfolgt gemäß der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (1982).

7.4.2 Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (1982)

Die Zielsetzung dieses Verfahrens liegt laut Lamnek (2010) darin, „die manifesten Kommunikationsinhalte, also Aussagen von Befragten, die diese bewusst und explizit von sich geben“ (S. 466) zu untersuchen. Dadurch gelingt es laut Bortz und Döring (2002), „[...] die manifesten und latenten Inhalte des Materials in ihrem sozialen Kontext [...] zu interpretieren“ (S. 329).

Mayring (2003, 2008) unterscheidet drei grundlegende inhaltsanalytische Auswertungsverfahren:

- Explizierende Inhaltsanalyse: Dabei wird für einzelne, interpretationsbedürftige Textstellen „zusätzliches Material herangezogen, um diese zu erklären, verständlich zu machen, zu erläutern, zu explizieren“ (Mayring, 2003, S. 77).
- Strukturierende Inhaltsanalyse: Eine bestimmte, von der theoriegeleiteten Fragestellung abhängige Struktur wird mit Hilfe eines eigenen Kodierleitfadens aus dem Material isoliert (Mayring, 2008a, S. 472).
- Zusammenfassende Inhaltsanalyse: Dabei wird das Datenmaterial sukzessive reduziert, wobei es Ziel der Analyse ist, das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, und „durch Abstraktion einen überschaubaren Corpus zu schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist“ (Mayring, 2003, S. 58).

Aufgrund des Forschungsinteresses und des zu analysierenden Textmaterials wurde für die vorliegende Diplomarbeit das Verfahren der Zusammenfassenden Inhaltsanalyse gewählt.

7.4.2.1 Zusammenfassende Inhaltsanalyse

Die Datenanalyse erfolgt dabei schrittweise nach folgenden Interpretationsregeln:

1. Paraphrasierung

Dabei werden sämtliche für das Textverständnis bedeutungslose Textbestandteile aus dem Text gestrichen, die inhaltstragenden Textstellen auf ein einheitliches Sprachniveau gebracht und auf eine grammatikalische Kurzform transformiert (Lamnek, 2010, S.473; Mayring, 2008b, S. 59 ff.).

2. Generalisierung

Die Gegenstände der Paraphrasen werden auf eine definierte Abstraktionsebene generalisiert, wobei darauf geachtet werden muss, dass keine

bedeutungstragenden Inhalte verloren gehen, aber auch, dass keine artifizielle Homogenität entsteht, sondern Differenzen herausgearbeitet werden (Lamnek, 2005, S. 404).

3. Erste Reduktion

In der Phase der ersten Reduktion werden sowohl bedeutungsgleiche, als auch wenig inhaltstragende Paraphrasen gestrichen, wohingegen jene Aussagen, die als zentral inhaltstragend erachtet werden, übernommen werden (=Selektion) (Mayring, 2008b, S. 60f.).

4. Zweite Reduktion

Im letzten Schritt der Datenanalyse findet eine inhalts- und aussagenspezifische Bündelung der Paraphrasen statt. Aussagen werden „verdichtet, zusammengefasst und konzentriert“ (Mayring, 2008b, S. 43). Dadurch entstehen induktive Kategorien, die gemeinsam mit den deduktiven ein Kategoriensystem bilden, das für Mayring (2008b) „das zentrale Instrument der Analyse“ (S. 43) darstellt.

7.4.2.2 Kategorienbildung

Schnell (1988) definiert Kategorien als „Oberbegriffe, die mit den definierten Begriffen für die problemrelevanten Begriffe identisch sind, oder sie in Teildimensionen untergliedern“ (S. 374).

Es wird zwischen induktiver und deduktiver Kategorienbildung unterschieden.

Induktive Kategorienbildung

Nach Mayring (2008b) strebt induktives Vorgehen „nach einer möglichst naturalistischen, gegenstandsnahen Abbildung des Materials ohne Verzerrungen durch Vorannahmen des Forschers, einer Erfassung des Gegenstandes in der Sprache des Materials“ (S. 75).

Das Prozedere der induktiven Kategorienentwicklung orientiert sich an systematischen Reduktionsprozessen, die im Rahmen der Psychologie der Textverarbeitung beschrieben werden (Mayring, 2000, [10]). Dabei werden

Selektionskriterien definiert, unter denen das Material gesichtet und zu Kategorien zusammengefasst wird. Die solcherart neu entstandenen Aussagen ergeben neue Kategorien, die wiederum rücküberprüft werden müssen (Mayring, 2008b, S. 60 ff.).

Bei der deduktiven Kategorienbildung werden im Vorfeld festgelegte, theoriegeleitete Auswertungskriterien an das Material herangetragen. Mayring (2008b) spricht von einem „Operationalisierungsprozess auf das Material hin“ (S. 75). Meist bilden Vorstudien und Forschungsaufgaben die Basis der Strukturierungsdimensionen in Haupt- und evt. Unterkategorien. Ein eigens konzipierter Kodierleitfaden sichert die Einhaltung inhaltsanalytischer Prinzipien bei der Auswertung des Datenmaterials (Mayring, 2000, [15]).

8 DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE

Das folgende Kapitel ist der Auswertung der mit blinden und sehbehinderten Vätern geführten Interviews gewidmet. In Kategorien und Subkategorien geordnet, werden die Aussagen der Interviewteilnehmer dargestellt.

8.1 Analyse der Interviews

8.1.1 Vorgehensweise

Im Vorfeld meiner Erhebung beschrieb ich meinen Interviewpartnern die Vorgehensweise qualitativer Forschung. Sie wurden darüber informiert - und erklärten sich auch explizit damit einverstanden - dass die Gespräche mittels Diktiergerät aufgezeichnet und anschließend transkribiert werden. Ihre Ausführungen würden zusammengefasst und verdichtet werden, um schließlich den wesentlichen Teil dieser Arbeit, den Ergebnisteil, also die Erkenntnis aus dieser Untersuchung, zu ergeben.

Die Teilnehmer stimmten einer anonymisierten Wiedergabe ihrer Ausführungen in den Text zu, ersuchten aber im Verlauf des Gesprächs, als Bedenken bezüglich der Brisanz ihrer Aussagen aufkeimten, möglichst Diskretion zu wahren, da sie nicht wünschten, dass so sensible, bzw. intime Details über ihr Privatleben und ihren persönlichen Umgang mit durchaus heiklen Themen an die Öffentlichkeit gelangen.

Aufgrund der geringen Stichprobengröße und der Tatsache, dass innerhalb der „Blinden-Community“ (Bezeichnung eines Interviewpartners) jene Menschen einander kennen, die in die Öffentlichkeit gehen und in diversen Vereinen, Verbänden und Institutionen aktiv sind, wäre es ein Leichtes, die einzelnen Kommentare bei entsprechender Dokumentation zuzuordnen.

Aus diesem Grunde wurde von Einzelanalysen der Gesprächsprotokolle abgesehen und entsprechend der Zusammenfassenden Inhaltsanalyse nach Mayring (1982) vorgegangen. Dabei werden die den verschiedenen Kategoriensystemen zugeordneten Aussagen der Befragten verdichtet, ähnliche Aussagen zusammengefasst, sowie bedeutsame Ausführungen, aber auch Divergenzen anhand von anonymisierten Originalziten aus den Transkriptionsprotokollen beleuchtet. Gerade diesem Aspekt gebe ich in meiner Arbeit bewusst Raum, da die Aussagen meiner Gesprächspartner tiefe Einblicke in deren Gedanken- und Gefühlswelt gewähren und dazu beitragen, die Individualität dieser oftmals auf ihr defizitäres Sensorium reduzierten Menschen eindrucksvoll zu skizzieren. Des weiteren tragen die Zitate dazu bei, die Authentizität der Gesprächssituation und die multiperspektivische Betrachtungsweise identer Themen durch die befragten Väter zu veranschaulichen.

Es wurde bewusst davon Abstand genommen, die in den Text aufgenommenen Zitate mit Kennzahlen zu versehen, die in ihrer Gesamtheit Aufschluss über die interviewte Person geben könnten. So erfolgen Ausführungen nicht - wie bei weniger sensiblen Themen üblich - mit der Bezeichnung „Herr A, Zeile 123“, sondern in möglichst neutraler Gestaltungsweise, wie etwa „einer der Väter“. Auch wurde die Bezeichnung „Kind“ oder „Kinder“ wahlweise verwendet, um ebenfalls Hinweise auf die jeweilige Familie zu unterbinden.

Zu betonen ist, dass diese Vorgehensweise in keinsten Weise den Erkenntnisgewinn der Erhebung schmälert, da die Bedeutung der im Interview getätigten Aussagen themenspezifisch und keineswegs personenbezogen zu werten ist. Vielmehr verstehe ich es als moralische Verpflichtung, dem Wunsch meiner Interviewpartner, die sich bereitwillig zur Verfügung stellten, um ihren Beitrag an der Erforschung einer Randgruppenthematik zu leisten und mir ihr absolutes Vertrauen schenken, indem sie Persönliches preisgaben, zu entsprechen.

Um nun ein Eintauchen in die Thematik „Vaterschaft unter dem Aspekt von Sehbehinderung“ zu ermöglichen, wird zuerst jenen Ausführungen Betroffener Raum gegeben, die ihre persönliche Auseinandersetzung mit dem defizitären Sensorium veranschaulichen.

8.1.2 Auswertung nach Kategorien

8.1.2.1 Einfluss der Sehbehinderung auf Kinderwunsch

Erleben der Erblindung

Den Unterschied zwischen angeborener Sehschwäche und dem sukzessiven Verlust des Augenlichtes beschreibt ein Betroffener, der von Geburt an unverändert schlecht sieht: „Das ist vielleicht eine besondere Eigenschaft der Blinden oder stark sehbehindert Geborenen. Wenn man fast nichts sieht und man wird so geboren, dann merkt man ja erst schön langsam, dass die anderen besser sehen. Dass man selber schlechter sieht, das merkt man ja nicht. Merken tut man nur, irgendetwas stimmt nicht, die anderen machen das besser. Das zieht sich wahrscheinlich durch viele Situationen im Leben, man denkt ja auch nicht immer daran. Man sagt ja, seine Gedanken an selbst chronische Leiden, die weh tun, hat man ja auch nicht ganze Zeit. Wenn irgendetwas kommt, das das überlagert. Der Fokus ist ja nicht immer darauf.“

Im Gegensatz dazu beschreiben mehrere späterblindete Väter das Erleben, bzw. die Erwartung ihrer Erblindung als einschneidende Zäsur ihres Lebens. Die

Phase der Ungewissheit, wann das Augenlicht vollständig erloschen sei, stellte eine massive psychische Belastung dar, mit der sie sich konfrontiert sahen.

Ein Betroffener thematisiert jene Phase: „Ich bin früh erblindet, also mit zweieinhalb Jahren hatte ich einen Unfall, habe dann mein Augenlicht aber nicht sofort verloren, sondern nur den größten Teil, und der Rest des Augenlichtes ist im Laufe der folgenden 35 Jahre dann verschwunden. Wobei es interessant zu bemerken ist, dass ich, sobald ich alt genug war, um so etwas wissen zu wollen oder zu können, wusste, dass ich irgendwann ganz blind sein würde, die Frage war immer nur, *wann*.“

Der dramatisch erlebte fortschreitende Verlust der Sehkraft und das Erleben und Annehmen der vollständigen Erblindung wird von einem Befragten wie folgt beschrieben: „Ja, da bin ich dann fünf, sechs oder sieben Mal operiert worden und habe dann auch erst selbst lernen müssen, mit dem zurecht zu kommen, weil ich habe halt vorher noch lesen können, mit einem Auge zumindest, und habe eben noch keinen Blindenstock gebraucht und so, und da muss man sich dann halt auch daran gewöhnen.“

Einfluss der progredienten Erblindung auf den Kinderwunsch

Zwei Väter beschreiben den direkten Zusammenhang zwischen ihrer allmählichen Erblindung und dem davon abhängenden Kinderwunsch.

„Das hat auch Bezug zu meiner späten Vaterschaft, also das sind ja jetzt die ersten Kinder, da ist man jetzt nicht so super zeitig dran, auch als Mann nicht. Das liegt einfach daran, als junger Kerl, wenn du weißt, dass du bald nichts mehr sehen wirst, oder irgendwann nichts mehr sehen wirst, [...] da ist dann nicht unbedingt Platz für eine Familie, weil Familie bedeutet Verantwortung, und Leben bedeutet alles andere, bloß keine Verantwortung.“

Der zweite Vater beschrieb den Einfluss der Erblindung auf den Kinderwunsch: „[...] der [Kinderwunsch] wäre eben schon früher gewesen, im Alter von 27, 28, wären wir sozusagen... wir haben ja schon geheiratet mit 22 und dann war die wilde Zeit quasi schon vorbei und da hätten wir eigentlich dann schon daran gedacht, und dann ist das mit meinen Augen dazwischengekommen, deswegen

hat sich das dann um vier, fünf Jahre verschoben. [...] Erst, wie ich dann soweit war, wie wir dann das Gefühl gehabt haben "Ja, jetzt sind wir wieder gut beinander", da waren wir dann halt schon über 30, aber dann haben wir halt gesagt, jetzt wollen wir aber."

Ausgehen des Kinderwunsches

Von den sieben befragten Vätern geben fünf an, dass der Kinderwunsch sowohl von ihnen, als auch der Partnerin ausging und sie sich gemeinsam entschlossen hätten, Kinder in die Welt zu setzen.

Zwei Väter wurden von den Schwangerschaften der Partnerinnen überrascht: „Naja, um ehrlich zu sein, wir haben uns nicht für ein Kind entschieden, wir waren einfach so befreundet, und wie es so ist in einer guten Freundschaft, ist es passiert, sozusagen, das Kind. Wir haben es nicht geplant gehabt, vielleicht auch deshalb, weil wir uns selber nicht drüber getraut hätten. Dann haben wir es relativ spät erst mitbekommen, dass meine damalige Freundin ein Kind erwartet, und dann haben wir einfach gesagt "Ok, wir probieren es!" Wenn es nicht klappt, zur Adoption kann man es immer freigeben, oder was auch immer, aber eigentlich war es keine Frage. Schwangerschaftsabbruch war aus ethischen Gründen keine Frage, außerdem wäre es eh schon zu spät gewesen, und somit haben wir gesagt: „Ok, probieren wir es einfach!“ Diesbezüglich hat es gut geklappt."

(Interessant an diesen Ausführungen erscheint die Tatsache, dass sich dieser Vater als einziger der blinden Interviewpartner eine adäquate Kinderbetreuung vor der Geburt des Kindes nicht zugetraut hatte, tatsächlich aber dann sämtliche Aufgaben, was Pflege und Betreuung des Kindes anbelangt, übernahm.)

Der zweite Vater meinte, als er mit der damals ungeplanten Schwangerschaft konfrontiert wurde, dass es ein wenig zu früh war. (Die Beziehung zur Partnerin bestand zu diesem Zeitpunkt bereits mehrere Jahre.)

Bewusste Entscheidung der sehenden Mütter für eventuell sehbehinderte Kinder

Beide Väter, die ihr Augenlicht aufgrund eines Gendefektes verloren und mit sehenden Frauen eine Familie gründeten, heben die mutige Entscheidung ihrer Frauen hervor, die das Risiko, ein möglicherweise sehbehindertes Kind in die Welt

zu setzen, ganz bewusst eingingen. „Es war sicher auch eine tapfere Entscheidung meiner Frau, da mit zu tun, auch gegen den Widerstand ihrer Familie.“

Ein Vater reflektiert: „Ich glaube, meine Frau hätte weniger Probleme (mit einem sehbehinderten oder blinden Kind) gehabt, [...] weil sich meine Frau wahrscheinlich mehr dafür entschieden hätte als ich. Ich hätte eigentlich keine andere Wahl gehabt, wenn es gewesen wäre, blinde Kinder zu zeugen, aber sie hat sich doch mehr dafür entschieden als ich. Die Freiwilligkeit, oder das Auf-sich-Nehmen wäre wahrscheinlich... Und erstens einmal das, und zweitens, sie hat ja gesehen, wie ich und meine Freunde uns damit tun. Weil dadurch, dass ich ja so jung war, und erst knapp nach der Schule, da hatte ich ja sehr viel Kontakt mit meinen Schulkollegen. Und es war damals so, dass alle, die mit mir in der Klasse waren und vielleicht ein oder zwei Jahrgänge danach, einen Beruf hatten, ein geordnetes Leben, teilweise sozial besser gestellt als andere Leute. Wenn ich so denke, wer mit uns im Haus gewohnt hat, oder wen ich so kannte. Also dass das Lebensglück nicht unbedingt davon abhängt, dass man alle Sinne hat, das haben wir ja irgendwo gesehen.“

„Angst“ vor Vererbung und eventueller Sehbehinderung des Kindes

Zwei der vier Väter, die aufgrund eines Gendefektes sehbehindert, bzw. blind sind, sind mit stark sehbehinderten Frauen verheiratet, deren Sehschwäche ebenfalls genetisch bedingt ist. Zwei der interviewten Väter sind, bzw. waren mit sehenden Frauen verheiratet.

Auf die Frage, ob im Vorfeld einer Schwangerschaft die Möglichkeit einer Vererbung der Sehschwäche thematisiert wurde, antworteten sie folgendermaßen:

„Ja, das war selbstverständlich ein Thema, beim Heiraten, beim Kinderwunsch, da sind wir gemeinsam zum Erbbiologen marschiert und haben uns das erklären lassen. Für mich war ein ganz massiver Grund damals, auch zu sagen „Ja, wir entscheiden uns für das Kind.“

Die Möglichkeit der Vererbung war auch einem anderen Vater durchaus bewusst, „ja, aber irgendwie war dann der Junior schneller als der Gentest. [...] Meine Frau

hat das einmal ausrechnen lassen, und sie hat statistisch gekriegt, von vier Kindern kann sie theoretisch eines haben, aber das ist halt eine Statistik.“ Die Vorstellung, dass das Kind sehbehindert sei, war nach seinen Angaben: „Wenn ich ehrlich bin, nicht so schlimm, weil wenn man sehbehindert oder blind ist, dann können wir ihm eh am besten helfen. Und wenn das Kind sehend ist, werden wir damit zurechtkommen, beziehungsweise das Kind, so haben wir einfach dann argumentiert. Schlimmer wäre es natürlich gewesen, wenn du Körperbehinderungen oder so dabei hast, weil dann wird es als Blinder schon sehr schwer. Aber ‚nur sehbehindert‘, ich meine, wer, wenn nicht wir, können dem Zwerg dann helfen, mal ehrlich.“

Der Ehemann einer sehenden Frau meinte, „Also es war überhaupt nicht irgendwie angstbesetzt, es war für uns eigentlich keine Frage, dass wir Kinder wollen.“ Er führte weiter aus, dass man zu dieser Zeit schon wusste, dass die Wahrscheinlichkeit, dass es zu einem Zusammentreffen desselben Gendefektes komme, ausnehmend gering sei. Noch dazu stammen er und seine Frau seit Generationen aus weit entfernten Gegenden Österreichs, wodurch die Wahrscheinlichkeit, den seltenen Gendefekt rezessiv zu vererben, äußerst gering eingeschätzt wurde.

Ein blindes Ehepaar hätte sich unabhängig von der Wahrscheinlichkeit, ein sehbehindertes Kind in die Welt zu setzen, dafür entschieden, und beschreibt die damalige Situation: „Angst war keine da, aber das Interesse. Also wir sind bewusst vorher zu einer Genberatung gegangen, und der Genberater hat sich die Krankengeschichten angeschaut von uns [...]“ Und als er meinte, dass das Risiko einer Vererbung um die 10 % läge, seien seine Frau und er total glücklich gewesen. „Wir haben gelacht und gesagt: ‚Super! Eh nicht mehr als 10 %!‘ Wir haben uns immer gedacht, wir wissen, wie man umgeht damit, wenn das Kind dann wirklich irgendetwas hätte, und das war für uns kein Schreckgespenst.“

Einschränkend fügt dieser Vater jedoch hinzu, dass er nicht sagen könne, „wie wir uns entschieden hätten, wenn zum Beispiel so ein Risiko wär, dass man sagt: 80% Wahrscheinlichkeit einer Sehbehinderung, oder so, weil es natürlich auch so ist, dass, wenn ein Kind sehbehindert oder gar blind ist, einfach schon arge Defizite hat, und von der Unterstützung her schon ganz etwas anderes braucht als

ein sehendes Kind, und ob man das als blinde Eltern dann schafft, dass man ein blindes Kind soweit... Klar, bei blindentechnischen Geschichten - klar, 1A, aber alles andere ist schwierig, und ob wir das dann gewollt hätten, das weiß ich nicht, ehrlich gesagt, aber wie der gesagt hat: ‚12%‘, haben wir gesagt: ‚super!‘“

Ein Vater spricht dezidiert die „Bürde“ an, die er seinen Kindern aufgrund seines Gendefektes möglicherweise auferlegt hat, da für die nachfolgenden Generationen das Vererbungsrisiko erhöht ist. Er bewog erst unlängst seine erwachsene Tochter zu einer augenärztlichen Untersuchung, denn „es ist bewusst, dass bei ihren Kindern da etwas passieren kann. Diese Bürde habe ich ihr weitergegeben, aber ich habe keinen direkten Vorwurf gehört.“

Ein Vater bringt auf den Punkt: „Also ich glaube, dass der Entschluss, ob man Kinder kriegen will, mehr durchdacht wird. Das glaube ich, läuft anders [beim blinden Vater].“

8.1.2.2 Kinderwunsch

Begründung des Kinderwunsches

Die Frage, warum sie sich für ein Kind entschieden, beantworteten jene fünf Väter, die den Nachwuchs bewusst pflanzen, relativ einheitlich. Sei es mit der klassischen Vorstellung einer „richtigen Familie“, zu der eben Kinder gehören, „die das Glück perfekt machen“, dem Gefühl, die richtige Partnerin gefunden zu haben oder als finalen Entwicklungs- und Reifungsprozess, als dessen logische Konsequenz die Verantwortungsübernahme für die Familie erscheint.

„Als wir uns für Kinder entschieden, war meine Überlegung eben die, ich bin zufrieden, ich bin optimistisch, ich sehe das Leben positiv, darum ist es lebenswert.“

„Ja, wir entscheiden uns für das Kind“, weil ich habe gesehen, ich habe diese Krankheit und ich fühle mich trotzdem positiv und trotzdem glücklich. Das heißt, ich habe für mich gesehen, die Blindheit ist nicht unbedingt ein zwangsweiser Beitrag zum Unglücklich-Sein und zum Verfehlen eines Lebens und ich sage das im Grunde auch heute noch.“

Ein Vater drückte seine Irritation durch die Frage, „warum man sich für Kinder entscheide“ mit der knappen Antwort: „Es gehört einfach dazu, zu einer Beziehung. Zumindest haben wir das so empfunden. Mehr kann ich da eigentlich fast gar nicht sagen, also...“ aus.

Bedenken vor der Geburt des ersten Kindes

Die meisten Väter äußerten, hauptsächlich an eine mögliche Vererbung ihres Gendefekts vor Schwangerschaftsbeginn ihrer Partnerinnen gedacht zu haben, sonst konnten sie sich an keine Überlegungen im Vorfeld des Kinderwunsches erinnern.

Die Bedenken eines blinden Elternpaares bezogen sich darauf, der Betreuung eines Säuglings nicht gewachsen zu sein, da sie zu wenig praktisches Geschick vermuteten. Trotz dieser anfänglichen Zweifel bekamen sie ihr Kind, zum späteren Bedauern der Mutter nur eines, was der Vater mit seinen Ausführungen, dass es wohl besser sei, *ein* Kind gut aufziehen zu können, als eventuell mit zwei Kindern überfordert zu sein, relativierte. Rückblickend meint er: „Ja, also ich bin sehr glücklich. Ich bin auch froh, dass wir uns so entschieden haben, auch, wenn es am Anfang ein bisschen härter war, aber dass wir gesagt haben, wir probieren es einfach, und ich gesagt habe, man kann es nur probieren, und wenn es nicht geht, dann muss man sich etwas überlegen.“

Ein Vater führt aus: „Es war nicht das Problem, dass wir Kinder gemeinsam kriegen, eher das Problem, wie werde ich das meistern. Eben am Spielplatz, wenn sie größer werden, wenn sie herumrennen, das ist eher das Problem. [...] Ich werde also auch in diese Situation kommen, dass ich mit den Kindern alleine unterwegs bin und die Aufsicht führen muss, und da hatte ich schon Bedenken. Die sind mir dann von Freunden ausgedet worden, letztendlich. Mit einer statistischen Erwägung. Ein Prozent der Kinderbetreuungszeit mag tatsächlich problematisch sein, willst du deshalb auf die restlichen 99 Prozent auch verzichten?“

Erwartungen an die Elternschaft vor der Geburt des ersten Kindes

Generell gaben die Väter an, einfach einmal abgewartet zu haben, was da auf sie zukäme. „Man kann sich ja gar nicht vorstellen, was einen da erwartet, wenn man es noch nicht erlebt hat.“

Auf die Frage, welche Erwartungen er an das zukünftige Leben mit Kindern hatte, antwortete ein Vater: „Viel Spannung einerseits, andererseits aber auch sehr viel Gelassenheit. Weil ich gehöre nicht zu den Menschen, die dazu neigen, sich verrückt zu machen. [...] Ich habe dem eher gelassen entgegengesehen. Es sind so viele Kinder schon groß geworden, warum gerade meine nicht?“

Ein anderer Vater bedauert, während der Schwangerschaft seiner Frau und auch in der ersten Zeit nach der Geburt des gemeinsamen Kindes extremen beruflichen Belastungen ausgesetzt gewesen zu sein. „Ich habe keine Zeit gehabt, mir Gedanken zu machen, wie das dann wird. [...] Mein Problem war nur, sie kam ja dann nach Hause mit den Fotos vom Ultraschall und so, und da hast du einfach nichts davon als Blinder. Jetzt habe ich praktisch in der Zeit nicht wirklich in irgendeiner Form mit dem etwas anfangen können, weil diese Videos, die du kriegst, sind ja tonlos und die Fotos dazu...“

Einstellung der Familie zu Kinderwunsch

Bei der Bearbeitung dieser Frage wurde offensichtlich, dass es kein Schema gibt, in das man die Reaktion des unmittelbaren Umfeldes der Betroffenen einzuordnen vermag. Unabhängig davon, ob die Partnerinnen sehend oder sehbehindert waren, lässt sich keine vorhersehbare oder gar konsequente Reaktion - vornehmlich deren Eltern - erkennen.

Lediglich in zwei Fällen stimmten die Reaktionen der Schwiegermütter der interviewten Väter überein. Sie hegten schwerste Vorbehalte primär gegen eine Beziehung der sehenden Tochter mit einem blinden Mann, die bis hin zu Äußerungen, wie: „Wirf dein Leben nicht an einen blinden Mann weg!“ gingen, bzw. in dem Versuch, die Tochter freizukaufen, gipfelten. In beiden Fällen „beruhigte“ sich das Verhältnis, besonders nach der Geburt der ersten Enkelkinder. Trotz geglückten Lebensentwurfs der Tochter mit einem blinden

Mann behielten die Mütter allerdings ihre Skepsis bei, „denn ein Umschwenken käme einem Eingeständnis der Vollwertigkeit des Schwiegersohnes gleich - und das geht ja gar nicht.“, so ein Betroffener. Wenn sich auch die Beziehung zu den Schwiegermüttern im Laufe der Jahre verbessert habe, vollständig überwunden, bzw. vergessen wurden die massiven Ressentiments von den damit Bedachten allerdings bis heute nicht.

Während die Mutter einer sehenden Frau die Tatsache, dass diese ein Kind mit ihrem blinden Ehemann erwartete, unkommentiert zu Kenntnis nahm, zeigte sich der Vater der Frau von dieser Entscheidung „total entsetzt“. Auf die Frage, ob der Vater denn prinzipiell gegen die Beziehung seiner Tochter mit ihm war, meinte der befragte Interviewpartner, dass der Schwiegervater es vielleicht in seinem Innersten war, aber bis dahin nicht offen gezeigt hatte. Der Rest der Verwandtschaft und der Freundeskreis hätten durchwegs positiv reagiert.

Im Fall des vierten Vaters, der mit einer sehenden Frau verheiratet ist, bestanden von Seiten der beiden Familien keine wesentlichen Bedenken. Er bestätigte allerdings, „dass aber teilweise sowohl von der meinigen, als auch der ihrigen Familie Fragen gestellt wurden. Allerdings nie irgendwo in einem böartigen Maß, sondern so ‚Wollt ihr euch das wirklich antun? Was passiert, wenn die Kinder dann nichts sehen, oder die Enkelin nichts sehen‘ oder so irgendwie. Also das war natürlich auch eine Frage, mit der uns wir auseinandergesetzt haben. Allerdings, ich glaube, wenn man jung ist, setzt man sich da ein bisschen anders auseinander.“ Die Tatsache, dass sie in sehr frühen Jahren heirateten, wurde durch die stabile Situation, in der sie sich damals bereits befanden, relativiert. Beide hatten eine „sichere“ Anstellung, die finanzielle Unabhängigkeit war dadurch gewährleistet, eine Wohnung war vorhanden - und Bedenken, dass sie der Situation mit einem Kind nicht gewachsen wären - waren von Seiten der Eltern nach Einschätzung des Vaters offenbar nicht vorhanden.

Auch bei den drei blinden, bzw. stark sehbehinderten Paaren waren die unterschiedlichsten Reaktionen deren nächsten Verwandten zu vermerken.

Während die Eltern der Schwangeren des ersten Paares von Beginn an „recht positiv“ eingestellt waren und die Tochter unterstützten und umsorgten, hat es die

Eltern des zukünftigen Vaters „ [...] am Anfang total schockiert. Zwei blinde Menschen, wie wollen die das Kind betreuen, wie wird das werden? Vor allem meine Mutter hat sich dann gleich verliebt in ihr Enkelkind und war dann sehr viel zusammen, und wie sie gesehen haben, es geht eigentlich eh, haben sie dann auch ihre Bedenken fallengelassen. Aber es war schon so, dass sie gesagt haben ‚Das kommt gar nicht in Frage, wie glaubt's ihr eigentlich?‘, dass wir die ersten zwei, drei Monate einfach wirklich keinen Kontakt gehabt haben zu den Eltern, und erst allmählich, ich habe dann eh gesagt, gerade, wenn eine schwierige Situation ist, oder eine neue Situation, dann einfach so weg zu sein, das ist halt auch nicht unbedingt schön, aber ja, irgendwie hat es dann eine Zeit gebraucht, bis sie es verarbeitet haben. Das heißt, es ist immer wieder so, dass gerade die Angehörigen oft viel schwieriger alles verarbeiten als die Betroffenen selber, oder zurechtkommen.“

Die Sorgen der Familie väterlicherseits des zweiten blinden Paares richteten sich auf die Vererbung der Sehbehinderung. Allerdings nicht wegen des defizitären Sensoriums, sondern wegen der Aussicht auf möglicherweise häufige Spitalsaufenthalte, bzw. Operationen des Kindes. „Nicht, dass man es uns nicht zutraute, sondern halt, wie der gesunde Mensch auf so etwas reagiert, ‚Habt's euch das überlegt? Wie wird das funktionieren?‘ Dann sind meine Eltern natürlich von mir, ich sage jetzt einmal geschädigt gewesen und haben gesagt ‚Wie tut ihr da, wenn ihr dann alle zwei, drei Wochen ins Spital müsst, weil ein großes Krankenhaus für Blinde ist nun einmal ein Horror‘, von dieser Seite sind sie einfach einmal hingegangen, und einfach mit der Befürchtung ‚Was ist, wenn wir die selbe Augentortur mitmachen?‘ Jetzt nicht, weil das Kind blind wird, sondern einfach die vielen Untersuchungen, dort und da. Aber dann ist es eigentlich sehr schnell verflogen, also wir haben rundum nicht wirklich negative Rückmeldungen gekriegt, nicht wirklich.“

Beim dritten blinden Elternpaar verlief alles ganz anders. „Da hat niemand irgendwelche Bedenken gehabt. [...] Nein, das hatten wir so eigentlich nicht. Gegenteilig, unsere Eltern waren dann immer da und die sind uns schon am Wecker gegangen, weil wir wollten das ja alles selber machen.“

Reaktion des erweiterten Umfeldes auf Kinderwunsch

Bei der Thematisierung der Reaktion des erweiterten Umfeldes auf Schwangerschaft, Geburt und Elternschaft blinder Menschen berichtete ein Vater von der Begegnung mit dem Genetiker vor der Schwangerschaft seiner stark sehbehinderten Frau. Dieser bemerkte ziemlich fassungslos, als sich das Ehepaar über das unverhofft geringe Vererbungsrisiko von etwa 10 % freute, ‚Um Gottes Willen, wie wollt ihr zurechtkommen mit dem Kind?‘ Also dem seine Angst war, dass die zwei Blinden das nicht zusammenbringen, wir haben gelacht und gesagt ‚Super, eh nicht mehr als 10 %!‘

Ein anderer Vater erzählt von seinen Bedenken, die ihn im Vorfeld seines Kontaktes mit dem Jugendamt überkamen: „Aber ich habe mir auch gedacht, wie wird das werden, Jugendamt und so, zwei Blinde, die ein Kind haben, [...] aber das war nie ein Thema, [...] dass die dann anders denken, aber das war sehr positiv, denn grad in der Zeit, Anfang der neunziger Jahre, war das Denken oft noch ganz anders. Wie können blinde Eltern ein Kind haben, die brauchen Jugendamt und Unterstützung, aber wir haben das Jugendamt nie gebraucht. Wir haben nur das Wäschepaket abgeholt und das war´s. Das war dann eigentlich recht positiv.“

Anders verlief der Kontakt eines jüngeren Vaters mit der Sozialeinrichtung. „Naja, da gibt es halt dieses Wäschepaket, meine Frau beantragt das halt, und wie diese Sozialarbeiterin dann draufgekommen ist im Gespräch, dass ich auch blind bin, hat sie gleich gemeint, das machen wir dann so, dass wir untertags irgendwie eine Tagesmutter organisieren sollen, und dann soll die Schwiegermutter bei uns einziehen, also in dem Fall meine Mutter, und dann wird das schon irgendwie funktionieren. Die hat gleich gar nicht gefragt, wie wir das lösen wollen, die hat das gleich so in den Raum gestellt. [...] Es ist einfach schade, wenn du von vornherein sagst, das kann es eh nicht geben.“

Auch mit der betreuenden Gynäkologin machte dieses Ehepaar negative Erfahrungen, als die Ärztin bei der Feststellung der Schwangerschaft wortwörtlich fragte: „Hat das sein müssen?“ und die stark sehbehinderte Mutter daraufhin bei der Krankenkasse ihren Arztwechsel während des laufenden Quartals begründen musste. „Jetzt haben wir noch das Problem gehabt bei einem Hausarzt, dass der

meiner Frau gleich im Beisein des Kindes unterstellt hat, sie kann das Kind eh nicht großziehen. [...] Ein Arzt, der mir sagt, wenn das Kind nicht gehorcht, dann drohen sie mir mit dem Heim, der braucht mich nicht mehr sehen. Das war absolut drüber, wir haben das dann bei der Krankenkasse auch gemeldet, weil du musst ja hingehen, wenn du mitten im Quartal die E-Card freischalten willst. Also ich habe halt das Gefühl, er hat gesagt, weil wir nicht sehen können, können wir das Kind nicht betreuen, weil das ist gefährlich und so [...]“.

8.1.2.3 Erstelternschaft sehbehinderter Väter

Anwesenheit bei Geburt

Fünf Väter waren bei den Geburten ihrer Kinder dabei.

Ein Vater konnte aufgrund der Kaiserschnitt-Entbindung nicht bei seiner Frau sein, da es nach seinen Angaben zu dieser Zeit noch nicht erlaubt war, in den Operationssaal mitzukommen.

Ein Vater kam zu den Geburten seiner Kinder zu spät, da seine Frau sehr unregelmäßige und lange Wehen hatte und er nach dem Anruf der Klinik schließlich zu spät im Spital eintraf. Er meinte aber, dass seine Frau nicht besonderen Wert auf seine Anwesenheit gelegt hätte, er sich sonst durchaus Urlaub hätte nehmen könne, die Situation aber einvernehmlich und für alle passend war.

Ein Vater erzählt, dass er glaubt, noch visuelle Eindrücke der Geburt rememberlich zu haben, ist aber unsicher, wie viel er damals tatsächlich noch gesehen hat, und was im Laufe der Zeit aus Gesprächen, Beschreibungen und Vorstellungen sein jetziges Bild geformt hat, erklärt allerdings, zur Wahrung der Intimsphäre darüber nicht weiter ins Detail gehen zu wollen.

Ein „frischgebackener“ Vater war bei der Kaiserschnitt-Entbindung seines Kindes dabei und beschreibt den Moment: „Also dieses richtige ‚Papa-Glück‘, das man eigentlich erwartet, so, wo es dann durch und durch geht, wie der erste Kuss. [...] Das hat es nicht gegeben, dieses ‚Papa-Glück‘. Es war auch so das erste Mal, dieses ‚Es ist mein Kind!‘, das ist viel später gekommen.“

Ein anderer Gesprächspartner wiederum berichtet sehr abgeklärt von der in Ruhe geplanten, da eingeleiteten Geburt seines Kindes: „Naja, jetzt fahren wir halt ins Spital und jetzt kommt dann halt die Geburt. Und ich konnte natürlich auch immer dabei sein.“

Einem der Väter merkt man die anhaltende Begeisterung und Freude, bei der Geburt seiner Kinder dabei gewesen zu sein, noch immer an: „Für mich war es einfach nur schön. Das war wirklich das Größte, eines der größten Erlebnisse natürlich, das man haben kann. War schon ein Wahnsinn!“

Erfahrungen mit Spitalspersonal

Auf die Frage, wie sie denn den Aufenthalt im Spital, bzw. den Kontakt mit dem Spitalspersonal erlebt hätten, berichten sechs Väter von sehr angenehmer Atmosphäre, bemühtem Personal und dem Gefühl, gut aufgehoben und betreut gewesen zu sein. Sowohl aus ihrer Sicht, als auch aus der der Mütter.

Lediglich ein Vater schildert anschaulich seine anders gelagerten Erfahrungen mit einer Geburtsklinik. „Da haben wir auch so ein super Erlebnis gehabt. Wo gehst du hin zum Kinderkriegen? Das Spital ist gleich über die Straße, da bin ich auch geboren, super-klasse, da gehen wir einmal hin und melden uns an. Dort sind wir hingegangen und haben den Kreißsaal besichtigt. Unsereins greift halt überall hin, und da haben wir dort so ein ‚Hochglanz-Nirosta-Dingsbums‘ angegriffen, daraufhin ist gleich die Schwester gekommen mit einem Putzfelzen. Da hat meine Frau gesagt ‚Tut mir Leid, da kann ich nicht bleiben, wenn ich nichts angreifen darf. Das wird nichts!‘, und dann haben wir uns für eine Hausgeburt entschieden. Da sind wir dann in das Hebammen-Zentrum gegangen, da im 9. Bezirk, und haben uns eben die Hebamme ausgesucht, und die ist dann zu uns ins Haus gekommen, und das war halt dann super. War ideal, weil die eigenen Räumlichkeiten kennst du am besten, da gibt es kein Problem, somit redet dir keiner was dazwischen, und das hat auch beide Male super funktioniert, das war schon sehr schön, eigentlich.“

Erste Zeit mit dem Kind

Auf die Frage, wie er denn die erste Zeit mit dem Kind zu Hause erlebt hätte, antwortet ein Vater - stellvertretend für die anderen: „Ungewohnt und anstrengend“, und führt weiter aus, dass er lange Zeit mit dem Schlafdefizit zu kämpfen hatte, nachdem das Baby nicht durchschlief.

Fünf der sieben befragten Väter beteiligten sich aktiv an der Betreuung der Neugeborenen. Sie übernahmen - mit Ausnahme des Stillens - sämtliche Tätigkeiten, wie wickeln, füttern, baden und in den Schlaf wiegen.

Einer dieser fünf Väter, mit sehender Partnerin, der sich als durchaus aktiv und gleichwertig in der Betreuung der Kinder bezeichnet, lehnte es strikt ab, die Kinder zu wickeln, mit der Begründung, dass er nicht glaube, „dass es jemanden gibt, der einerseits ein gesundes Geistes- und Seelenleben hat, und andererseits trotzdem mit Vorliebe in Scheiße herumwühlt.“ Seine Frau hätte das Wickeln aufgrund ihrer Ausbildung quasi berufsmäßig erlernt, somit falle ihr diese Aufgabe zu.

Dem entgegen steht die Ausführung eines anderen Vaters: „Als Blinder musst du halt überall hingreifen, und somit greifst du dann halt auch in den Gatsch von den Kindern, aber das ist halt so. Das Arge ist, es graust einem gar nicht, weil wenn es die eigenen Kinder sind... Bei den eigenen Kindern tust du ja viel, was du sonst nicht machen würdest, also von daher... [...] Ich habe das schon alles gemacht. Da lachen wir heute noch oft.“

Zwei der Väter, die mit sehenden Frauen verheiratet sind, haben, ihrem traditionellen Verständnis der Rollen- und Aufgabenverteilung innerhalb ihrer Ehe entsprechend, im Vorhinein die Kinderpflege nicht wirklich als ihre Verpflichtung erachtet. Ein Vater rechtfertigt diese - im Nachhinein von ihm so empfundene - Unterlassung mit seinem damaligen beruflichen Engagement und der Tatsache, unter der Woche sehr wenig anwesend gewesen zu sein. Der andere Vater gibt an, dass ihm seine Frau schon im Vorfeld signalisiert hätte, „dass sie das gerne machen wird.“ Obwohl er beim Geburtsvorbereitungskurs dabei war, meinte sie quasi: „Naja, kommst halt mit, aber das brauchst du dann nicht machen!“

Bemerkenswerterweise übernahm gerade jener Vater, der sich vor der Niederkunft große Sorgen bezüglich seiner Geschicklichkeit im Umgang mit einem

Neugeborenen gemacht hatte, automatisch - und für ihn völlig selbstverständlich - die Betreuung und Pflege des Säuglings von Anfang an. „Da bin ich halt hineingewachsen in das ganze Thema. [...] Am Abend war das Kind eigentlich nur bei mir, weil es ohnehin während des Tages bei der Mutter war. [...] Aber wenn ich am Abend dann nach Hause gekommen bin, habe ich mich sehr mit dem Kind beschäftigt, das war ein richtiger Arbeitsausgleich für mich. Nach der zeitweise anstrengenden Arbeit mit dem Kind spielen, mit dem Kind beschäftigen, das war für mich schon toll. [...] Dass man sie auch verteilen kann, die Arbeit. Und dass wer da ist beim Kind, wenn die Mutter krank ist. Also so das Praktische zu Hause war eigentlich nie wirklich ein echtes Problem. Ich habe das Kind auch gewickelt, gefüttert, gebadet, alles mitgemacht so von klein auf, weil es mir einfach von der Beziehung her wichtig war, und es ist alles eigentlich leichter gegangen, als ich gedacht habe.“

Zwei Väter berichteten, die komplette Betreuung der Babys in den Nächten übernommen zu haben. Beide begründeten dies mit der Erschöpfung der Mütter, nachdem sich diese tagsüber um die Kinder gekümmert hatten. Bei einem Vater endeten die Strapazen der schlaflosen Nächte und die gleichzeitige berufliche Weiterentwicklung in einem Zusammenbruch nach wenigen Wochen, beim anderen verlief die Aufgabenteilung mit seiner Frau sehr harmonisch, da er nicht so viel Schlaf brauchte.

Den Ausnahmezustand eines frischgebackenen Vaters schildert ein Gesprächspartner sehr plastisch: „Also der Vater war so benebelt eine Woche lang, dass wir keinen Fernseher aufgedreht haben, obwohl gerade Olympische Spiele waren oder so etwas. Dann sind meine Eltern immer gekommen und wollten uns versorgen und wollten uns helfen, und wir wollten einfach eine Ruhe haben und mit unserem Kind alleine sein, und haben das irgendwie dann fast als störend empfunden, und meine Mutter hat gesagt ‚Was soll ich euch kochen? Ich bringe euch das nächste Mal, wenn ich komme, eine Suppe und mach euch eine Torte. Was wollt ihr denn?‘ Und ich habe sie nur von der Ferne gehört und habe mir gedacht ‚Was redet sie dauernd vom Essen? Wir haben ein Kind gekriegt! Bitte! Es gibt gar nichts anderes!‘ Da bist du wirklich... beim ersten Kind... ein Wahnsinn. Rollenverteilung, wie es halt ist. Ich weiß nicht, ob meine [ebenfalls

stark sehbehinderte] Frau das genauso sehen würde wie ich, aber ich habe meiner Meinung nach schon auch alles gemacht, vom Windeln wechseln bis, unsere Kinder sind gestillt worden ein Jahr lang oder eineinhalb Jahre lang, da hast du am Anfang ja mit dem Füttern keine Arbeit gehabt soweit. [...] Ich habe aber immer auch daheim gekocht und so, das habe ich ja vorher schon gemacht. So war das eigentlich immer bei uns, von daher... Und es ist heute noch so. Küche - da kann man schon was haben von mir, Wäsche und so gehört meiner Frau, aber Küche, ok! Aber bei den Kindern, oh ja, habe ich eigentlich alles gemacht.“

8.1.2.4 Verständnis von Vaterschaft

Die Frage, wie sich denn die erste Zeit mit dem Säugling zu Hause gestaltete, ermöglichte bereits Einblicke in das väterliche Engagement, die Kinderbetreuung, Hausarbeitsteilung und das Rollenverständnis betreffend.

Ausnehmend variantenreich gestaltete sich die Beantwortung der daran anknüpfenden Frage, welche „Rolle“ die Väter im neu entstandenen Familiensystem einnahmen, bzw. bis dato einnehmen. Einige Befragte bezogen sich auf ihre bereits getätigten Ausführungen, ihre Beteiligung an der Kinderpflege, -betreuung und Mithilfe im gemeinsamen Haushalt betreffend, andere wiederum definierten, bzw. antizipierten ihre konkreten Vorstellungen oder zogen Resümee ihrer Vaterschaft.

Rollenaufteilung, Aufgabenverteilung

Auf seine Rolle angesprochen, differenziert ein Vater zwischen Rollenaufteilungen, die im Rahmen des „allgemeinen Beziehungs-Wirrwarrs“ ausgehandelt werden müssen und jenen, die in Bezug zur Blindheit stehen. In seinen Ausführungen thematisiert er den Kampf um Gleichberechtigung, Vorrechten und deren Legitimierung im Zusammenleben mit der Partnerin, hat aber klar definierte Vorstellungen seiner Vaterschaft. Er „werde dann auch in Karenz gehen, wenn es so weit ist, und werde auch sonst, wenn dann beide berufstätig sind, möglichst gleichberechtigt an der Kindererziehung und Kinderbetreuung teilhaben wollen.“ Er vertritt das archaische Prinzip, sieht sich als

Beschützer und Hüter seiner Familie, was keinen Widerspruch zu seinem egalitären Rollenverständnis darstelle. Er vertritt die Absicht, sich aktiv an der Erziehung zu beteiligen und Werte, Vorstellungen, Bildung, aber auch praktische Fertigkeiten zu vermitteln.

Ein Vater mit bereits erwachsenen Kindern reflektiert seine Position und analysiert kritisch seine Rolle, die er zu Hause, seiner Frau und den Kindern gegenüber eingenommen hatte. Er habe im ursprünglichen Einvernehmen mit seiner Frau ein absolut traditionelles Rollenbild gelebt (vgl. Kapitel 3.3.4), in dem er als Ernährer der Familie seine berufliche Karriere verfolgte, worauf von seiner Familie Rücksicht genommen wurde. Auer (2006, S. 30 ff.) bezeichnet diese Väter als „Profiteure“ der dominierenden gesellschaftlichen Strukturen (vgl. Kapitel 3.1.4). Seine Vaterrolle wurde dementsprechend nicht unbedingt in der Erziehung, in der Beschäftigung mit den Kindern gesehen, obwohl er das am Wochenende, als Ausgleich zur beruflichen Herausforderung, durchaus gerne und häufig tat. Er bedauert, seine Frau zu wenig unterstützt zu haben und zu autoritär gewesen zu sein.

Sehr pragmatisch hingegen beschreibt ein Gesprächspartner, welche Aufgaben er übernommen hatte, als das erste Baby geboren war: „Also ich war natürlich gerade in der ersten Zeit dazu da, irgendwelche Wege zu erledigen und auch Dinge einzukaufen, die halt dringend benötigt werden. Solche Wege habe ich dann auch quasi in der ersten Zeit vor allem gemacht. Fürs Einschläfern des Kindes war ich auch zuständig. Das war so ein Ritual.“ Fthenakis, (1999, S. 35) ordnet diese Tätigkeiten der Alltagspraxis unter „Dienstleistungen“ ein, jene des „In-den-Schlaf-Wiegens“ unter „Zuwendung“ (vgl. Kapitel 3.2). Gewickelt habe er seine Kinder nicht, „das hat meine Frau eigentlich gar nicht angedacht, weil es natürlich schon kompliziert, nein, kompliziert nicht,... Alleine gebadet habe ich auch nicht, ich war zwar schon manchmal dabei, aber... Ja. Das war einfach aus unserer beider Sicht vernünftig, so zu lösen. Also es kann eben jemand, der sieht, da kann man sagen, was man will, leichter einen Haushalt führen und die Kinderpflege - und so weiter - durchführen, als jemand, der nicht sieht. Das kann man nicht wegleugnen. Das sind Gegebenheiten. Und daher war es nur vernünftig, dass wir das so geteilt haben.“

Nachdem seine Frau bei den Kindern zu Hause blieb, was ihm sehr recht war, war klar, dass er der Erhalter der Familie war, worin er eine wichtige Rolle sieht. Seine Frau sei durch ihre permanente Anwesenheit zu Hause zur primären Bezugsperson der Kinder geworden. „Das muss ich akzeptieren, dafür habe ich unter Anführungszeichen meine Freiheit, oder meine Möglichkeiten. Dadurch ist es schon so, dass sich die Kinder sicher sehr oft zunächst an meine Frau wenden, aber wie gesagt, ich persönlich finde es nicht so als Einschränkung. Das ist der ‚Vertrag‘, den wir gemacht haben, und da spielt halt jeder seine Rolle.“ Er persönlich erlebe die Situation nicht negativ, führe sie auch nicht auf den Umstand seiner Blindheit zurück, sondern auf die Rollenverteilung generell (vgl. Kapitel 3.3.4).

Auf die Frage, ob er etwas anders machen würde, könne er die Zeit zurückdrehen, antwortet er: „Also in der Erziehung eigentlich sicher nichts. An der Zeit, die ich für die Kinder aufbringe. Wenn ich die Kraft hätte, würde ich mir mehr Zeit nehmen. Aber wie gesagt, wenn man sie nur zurückdreht, und es ist genau wieder die selbe Situation, weiß ich nicht, ob ich gesagt hätte, ich engagiere mich dort und dort weniger, oder so, das weiß ich nicht. Ich habe ja eigentlich die Sicherheit gehabt, dass es meinen Kindern eh sehr gut geht.“ Weiters führt er aus, dass er ja sehr wohl für seine Kinder da gewesen sei, „Wenn sie Hilfe brauchen, bin ich da, also können sie sich an mich wenden. In Mathematik oder Lateinaufgaben. Wenn es nicht mehr weitergegangen ist, dann haben sie halt warten müssen, bis ich heimkomme, dann haben sie mich fragen können.“

Explizit darauf angesprochen, sieht er auch die Vermittlung von Werten als seine väterliche Aufgabe.

Einfluss der Herkunftsfamilie auf das Rollenbild

Im Gespräch über ihr Rollenverständnis kamen die Väter auf den von ihnen vermuteten Ursprung ihrer Rollenzuweisungen zu sprechen. Sie alle beziehen sich bei ihren Ausführungen auf den Einfluss ihrer Herkunftsfamilien.

So schreiben zwei Väter ihr traditionelles Rollenverständnis ihrer Erziehung zu. Einer dieser Väter erklärt, das traditionelle Rollenklischee „eingesimpft“ bekommen zu haben, führt die Rollenzuweisung auf biologische Gegebenheiten zurück und

sieht sich als Beschützer seiner Familie, der sich auch für die finanzielle Absicherung seiner Familie verantwortlich fühlt.

Im Gegensatz dazu steht die Entscheidung eines Vaters, ein völlig konträres Rollenbild zur Vorgabe seines traditionellen Elternhauses zu entwickeln. „Nein, das war für mich gleich von vornherein klar. Das war für meine Eltern auch ein bisschen ungewohnt, mein Vater hat das natürlich auch nie gemacht, dass er uns gewickelt hat und so, es war ungewohnt, aber... Warum nicht? Ich kann es ja genauso gut.“

Zwei Väter beschreiben die Übernahme einer egalitären Rollenaufteilung in der Partnerschaft durch die Vorbildwirkung ihrer Eltern. Die Eltern wären sehr jung gewesen, als sie eine Familie gründeten und hatten „wahrscheinlich deshalb eine gewisse Lockerheit“ und praktizierten eine partnerschaftliche Rollen- und Aufgabenteilung.

„Aktiver“ Vater

Die Frage, ob sie sich als „aktive“ Väter bezeichnen würden, wird von den Interviewpartnern sehr unterschiedlich ausgelegt.

Während sich die einen Väter auf die gemeinschaftliche Kinderpflege beziehen, an der sie sich bewusst aktiv beteiligt hatten, betrachten die anderen ihr Engagement in der Freizeitgestaltung unter dem Aspekt aktiver persönlicher Beteiligung. Die dritte Gruppe wiederum bezieht sich auf die emotionale Unterstützung und ihre Hoffnung, für die Kinder da gewesen zu sein, wenn sie einen brauchten.

So berichtet etwa der eine Vater, „so gut wie nie in der Schule aufgetaucht zu sein“, da seine Frau „die Logistik für die Kinder gemacht habe“ und er „mit der Ausrede, im Job zu sein“, nur dann in Erscheinung trat, wenn es kritisch wurde. Demgegenüber führen zwei Väter aus, liebend gerne nach Vorladungen die Lehrer ihrer Kinder aufgesucht zu haben. Der eine, weil er selbst immer Probleme mit der Institution Schule gehabt hätte und dadurch sehr abgeklärt auf Vorhaltungen reagiert hätte, der andere, weil er im Gegensatz zu seiner Frau, „die immer wollte, dass die Kinder ein bisserl braver sind“, alles mit mehr Humor und nicht so tragisch sah.

„Neue Väter“

Fünf der Befragten konnten mit dem Begriff des „neuen Vaters“ (vgl. Kapitel 3.3.4) ad hoc nichts anfangen. Nachdem der Begriff grob umrissen worden war, meinten zwei Väter, dass „das zu ihrer Zeit [gemeint war, als ihre Kinder klein waren], noch gar kein Thema gewesen wäre“. Ein Vater, der sich seinen Ausführungen nach, „bis aufs Stillen“ um alles, was die Kinder anbelangte, kümmerte und sich aktiv an deren Pflege und Betreuung beteiligte, bezog sich auf seine Frau, die von „der Gleichmacherei“ nichts hält. „Die ist eher konservativ und sagt, dass das etwas ist, was sich einfach einspielen muss und dass dieses Rollenbild nicht unbedingt schlecht ist, wie es früher war.“ Er selbst vertritt die Ansicht, dass es „für manche passt, für manche nicht.“

Andere Väter wiederum versuchten, ihre Rolle retrospektiv mit den aktuellen Erwartungen an den „neuen Vater“ abzugleichen.

Einer der Gesprächspartner artikulierte seine Einstellung zu der seiner Meinung nach gesellschaftlich vorangetriebenen Begriffsbildung: „Die ‚neuen Väter‘ sehen sich ja nicht als neue Väter, die ‚neuen Väter‘ sind einfach. Wer den Begriff ‚neue Väter‘ benutzen muss, hat etwas zu kaschieren. Genauso wie Frauen, die heute noch von Emanzipation reden, die haben es auch nicht begriffen.“

Im Verlauf seiner weiteren Auseinandersetzung mit dem „neuen“ Vaterbegriff, verbunden mit dem Faktum eines fehlenden Sensoriums, führte dieser Vater wie folgt aus: „Ich glaube, als blinder Papa hast du es in gewisser Weise leichter, mit dem ‚neuen Papa-Sein‘. Weil als blinder, selbstständig lebender Mensch, und das ist ja erste Voraussetzung eigentlich, um Papa zu sein, also jetzt Papa in Abgrenzung zum Erzeuger, dass du dein Leben im Griff hast. In dem Moment, wo du als Blinder dein Leben im Griff hast, brichst du ja sowieso schon Konventionen, weil ein Blinder hat gefälligst hilflos zu sein. Wenn du aber schon dabei bist, Konventionen zu brechen, dann hast du die Chance und die Pflicht gleichzeitig, alles für dich selber neu zu definieren und eben auch die Chance, aus dem archaischen Prinzip heraus trotzdem ein neuer Papa zu sein, weil Rollenbilder sind ja immer: Nicht zu Ende gedachte, besonders überkommene Schemata, und wenn du aber in das überkommene Schema sowieso nicht reinpasst, dann kannst du entweder verzweifeln oder gemäß deines Denkens versuchen, es so gut als

irgendwie möglich zu machen. Und vielleicht hast du es da als Blinder einfach schon leichter, ein ‚neuer Papa‘ zu sein“ (vgl. Kapitel 3.3.4).

8.1.2.5 Partnerschaft und soziales Umfeld

Dauer der Beziehung vor der Geburt des ersten Kindes

Bevor sich die Eltern zu einem Kind entschlossen, kannten sie einander zwischen einem und ca. zwölf Jahren. Die Zahlen sind nicht eindeutig festzulegen, da sich die Terminologie und deren Bedeutung in den Ausführungen der Väter unterscheiden. So wird von „einander kennen“, „zusammen sein“, „zusammen ziehen“ oder „zusammen wohnen“ gesprochen, wodurch der Beziehungsstatus nicht eindeutig fixiert werden konnte. Manche Paare lernten einander bereits in der Volks- bzw. Hauptschulzeit kennen, es „funkte“ nach der Schule, sie zogen zusammen und bekamen erst viel später Kinder. Andere wiederum beschlossen nach kürzester Zeit, „[...] dass wir, ich würde nicht sagen, dass wir speziell - wie man das heute sagt - gebastelt hätten, oder so, aber eigentlich schon wollten, dass aus unserer Beziehung Kinder erwachsen.“

Anzumerken ist, dass die beiden ungeplanten, bzw. „zu frühen“ Schwangerschaften nach mehreren Jahren Beziehung oder Freundschaft eintraten. In beiden Fällen wurde noch vor der Geburt des Kindes geheiratet, eine der beiden Ehen wurde nach einigen Jahren wieder geschieden.

Bei den beiden am längsten bestehenden Ehen (um die 30 Jahre) wurde das erste Kind ca. nach einem Jahr, bzw. nach über zehn Jahren Beziehung gezeugt.

Partnerschaftszufriedenheit

Den Einfluss, den die Geburt des ersten Kindes auf die Partnerschaft ausübte, beschreiben die interviewten Väter ausnehmend unterschiedlich.

So meinte ein interviewter Vater, dass sich die Beziehung nicht gerade verbessert habe mit den Kindern. „Es ist eine ganz unterschiedliche Situation, da kommen die Schwierigkeiten erst, mit der Schule, mit der Pubertät, mit anderen wahnsinnigen

Belastungen. Wir haben keine finanziellen Belastungen gehabt, wir haben andere massive Probleme gehabt.“ Schließlich meint er, dass die seiner Frau aufgrund seiner Blindheit aufoktroyierte Letztverantwortung für alle Familienbelange die Beziehung stark belastet habe. Prinzipiell sei dieses „Dominierverhalten“ nicht blindenspezifisch, es wäre aber vermutlich doch einiges anders verlaufen in der Beziehung, hätte er gesehen und nicht sämtliche operative Angelegenheiten seiner Frau nach seinen Vorstellungen aufgezwungen.

Die Zeit der Geburt des Kindes kann ein Vater nicht mit Veränderungen der Partnerschaft in Verbindung setzen, da seine Frau und er erst unmittelbar vor der Geburt zusammenzogen waren und sie dadurch „[...] wenig Zeit gehabt haben, uns einmal aufeinander einzustellen, und dann gleich zu dritt gelebt haben. Also das würde wahrscheinlich für Nicht-Behinderte auch das Problem sein, diese Konstellation.“ Belastend wäre dann das Aushandeln der Aufgabenverteilung in der Beziehung gewesen, das „Zusammenraufen“ und die Tatsache, sich selbst aufgrund der plötzlichen Mehrfachbelastung von Partnerschaftsarbeit, Kinderbetreuung, Haushaltsführung und Beruf „im Eifer“ überfordert zu haben.

Ebenfalls als schwierig bezeichnete ein Vater bereits die Zeit vor der Geburt des gemeinsamen Kindes. Seine Frau befürchtete aufgrund seiner beruflichen Überlastung, dass er „zu wenig mit dem Kind anfangen“ werde und warf ihm vor, „relativ gefühllos“ gewesen zu sein. Nachdem sich die Befürchtung, er würde sich nicht um das Kind annehmen, als unbegründet erwies und er sich stets bemühte, so viel Zeit als möglich mit dem Kind zu verbringen, teilte ihm seine Frau sukzessive auch immer mehr Hausarbeit zu, die er neben seinem Beruf zu erledigen hatte. Infolge dieser von ihm wahrgenommenen Überforderung wurde am Anfang der Elternschaft häufig über eine egalitäre Aufgabenverteilung diskutiert, im weiteren Verlauf der Ehe über unterschiedliche Auffassungen, die Kindererziehung betreffend. Aufgrund seiner Belastungen hätte er sich zu dieser Zeit gewissermaßen isoliert gefühlt, da er keine Zeit erübrigen konnte, um etwa Freunde zu treffen.

Ausnehmend positiv beschreibt ein Vater die erste Zeit mit Kind. Nachdem seine (sehende) Frau und er in ihrem „[...] gesamten Freundeskreis die ersten waren, die Kinder hatten, war es so, dass sich die meisten Leute darum gerissen haben -

um unsere Kinder.“ In einem Umfeld, in dem mehrere Jungfamilien mit kleinen Kindern wohnten, fühlten sie sich außerordentlich wohl, knüpften viele Bekanntschaften und bis dato bestehende Freundschaften. „Dadurch, dass wir so eingebettet waren, waren wir nie wirklich belastet. Ich glaube eher, dass die Kinder für uns ein Vorteil waren. Alleine dadurch, dass wir uns selber mehr Zeit genommen haben. Meine Frau war vorher berufstätig, wenn sie das weitergemacht hätte, wäre die Beziehung früher oder später wahrscheinlich auseinandergegangen. Und so gesehen, haben die Kinder indirekt die Beziehung entlastet. Es ist eher jetzt die Belastung gewesen, als die Kinder ausgezogen sind. Das Alleine-sein ist schon eine problematischere Zeit.“

Auf die Partnerschaft angesprochen, bestätigt ein Vater, dass sie sich mit der Geburt des ersten Kindes natürlich „total verändert“ habe, was aber „nichts mit Blindheit zu tun“ habe, sondern wahrscheinlich in jeder Partnerschaft so sei. Bei der Aufteilung der Aufgaben habe es eigentlich nie Probleme gegeben. Das habe sich sehr harmonisch eingespielt. Eingeschränkt seien sich die Eheleute durch die Kinder nicht vorgekommen, sie hätten bewusst ihr Leben komplett auf die Kinder abgestimmt, worunter die Partnerbeziehung aber nicht gelitten hätte.

Ein Vater, der bereits vor der Geburt des ersten Kindes die Aufgabenverteilung mit seiner Frau geklärt hatte, kann sich an keine kritische Beziehungsphase in dieser Zeit erinnern. Er gibt an, dass seine Frau sich „total um das Kind kümmern wollte“, und er dadurch „genügend Freiheit gehabt“ hätte, um sich nicht eingesperrt vorzukommen oder die Elternschaft belastend zu empfinden.

Unterstützung, Hilfe

Im Laufe des Interviews zeigt sich, dass sowohl das Ausmaß der bereitgestellten, als auch der angenommenen Hilfe der jungen Eltern großen Unterschieden unterliegt. Anzumerken ist, dass diese Unterschiede unabhängig davon bestehen, ob beide Elternteile oder nur der Vater sehbehindert sind.

Ein Familienvater, der seine visuelle Einschränkung seinem allgemeinen Lebensprinzip „Geht nicht, gibt’s nicht“ unterordnet, vertritt die Ansicht, dass man mit allen Eventualitäten rechnen und darauf vorbereitet sein müsse. „Die Situation,

die durchaus entstehen kann, irgendwann entstehen wird, rein statistisch betrachtet, die ich nicht alleine meistern werde können, das passt nicht in mein Lebenskonzept.“ Bequemlichkeit sei für ihn kein Argument, etwas nicht zu probieren. Also organisiere er sein Familienleben so, dass er auf fremde Hilfe so wenig wie möglich angewiesen ist. Unterstützung von seiner Herkunftsfamilie sei aufgrund räumlicher Distanz nicht möglich, von Seite der Kindesmutter zwar möglich, aber kaum vorhanden. Um die partnerschaftliche Beziehung nicht durch unnötige Diskussionen über egalitäre Hausarbeits-Teilung zu belasten, entlaste eine Haushaltshilfe.

Zwei Väter mit traditionellem Rollenverständnis, deren Frauen bei den kleinen Kindern zu Hause blieben, können sich an keine wesentliche Unterstützung ihrer Familien erinnern. Der eine zieht die Möglichkeit in Erwägung, dass die Schwiegermutter womöglich in der ersten Zeit öfters gekommen sei, um seine Frau zu unterstützen, der andere erwähnt den Egoismus seiner Mutter, die „[...] nicht dann Babysitten wollte, wenn wir sie gebraucht hätten, sondern dann, wenn sie Zeit gehabt hat.“

Ein Vater, der angibt, gerne organisiert und antizipatorisch zu agieren, erinnert sich sehr konkret an die erste Zeit mit dem Kind und der Hilfe, die ihm und seiner Frau zuteilwurde. „Da haben wir in der ersten Zeit eine Familienhilfe gehabt als Unterstützung, für die ersten vier Wochen, und dann Heimhilfe, zweimal in der Woche für eineinhalb Stunden, einfach auch, wenn irgendwelche Flecken sind oder Dinge, die wir nicht so können. Dass die Wäsche auch schön gebügelt ist, vor allem fürs Kind, und so. Da haben wir dann Unterstützung gehabt. Mein Schwiegervater hat sich auch sehr bemüht, wenn zum Beispiel eine Fahrt zum Kinderarzt war, war er immer gleich da, der hat uns auch sehr positiv unterstützt, und meine Mutter eigentlich auch in der Folge, aber erst dann später eigentlich, ist sie mehr zur Unterstützung geworden. Da besuchte sie uns einmal in der Woche. Eine Zeit lang kam eine Studentin, die ist dann mit dem Baby spazieren gefahren. [...] Als wir dann mit dem Kind unterwegs waren, haben wir immer ganz nette Leute getroffen, wenn wir einmal Hilfe gebraucht haben. Wir haben natürlich sehr viel selber auch gemacht.“

Ein Interviewpartner berichtet, für besondere Aktivitäten des Kindes eine Persönliche Assistenz in Anspruch genommen zu haben. So begleitete die Assistentin die Familie etwa auf den Donauturm, ins Haus des Meeres oder auch ins Kino, um dort die Orientierung zu erleichtern. Auch der Spielplatzbesuch stellte für die Familie eine Herausforderung dar, der sie sich nur mit Unterstützung einer sehenden Begleitung stellte. Nachbarschaftshilfe hätten sie, konkret nachgefragt, noch nie in Anspruch genommen.

Ausnehmend durchorganisiert gestaltete sich die Elternschaft eines Paares, das von Beginn an regelmäßige Unterstützung der noch jungen Großmutter und der Eltern väterlicherseits erhielt. Von der Familie der Ehefrau aus war eine regelmäßige Hilfestellung aufgrund der großen räumlichen Distanz nicht möglich. Persönliche Assistenz wurde vom Familienvater nur am Arbeitsplatz in Anspruch genommen.

Ein Vater meint auf die Frage, wer denn die Familie in der ersten Zeit unterstützt hätte, wer denn zur Stelle war, wenn sie jemand Sehenden gebraucht hätten, „Naja, wir haben eigentlich nie wen gebraucht, weil wir haben keine Großeltern da gehabt, die wir schnell einmal fragen können. Wir haben dann zunehmend, wie die Kinder älter geworden sind, jede Menge sehende Freunde mit Kindern gehabt. Wir haben wirklich sehr bewusst halt gesagt, wir haben unsere wilde Zeit gehabt, und jetzt sind wir für die Kinder da. Wir sind ja jahrelang nicht fortgegangen, zum Beispiel. War eh ein Fehler, wir hätten eh früher schon anfangen sollen, aber das haben wir halt so gemacht, und es hat nie Situationen gegeben, wo wir wen gebraucht haben. Naja, wir sind öffentlich gefahren mit dem Wagerl, das hat eh hingehaut, wir sind, da war das erste Kind vier Wochen alt, sind wir mit ihm mit dem Zug schon nach Oberösterreich gefahren und so. Wir waren immer unterwegs, weil die Verwandten in den Bundesländern gesagt haben: ‚Ja, kommt ihr eh?‘ Ja klar, wir sind immer gefahren mit Kind und alles mit. Es hat eigentlich nie Situationen gegeben, manchmal sind wir halt mit dem Taxi gefahren, aber es hat nie Situationen gegeben, wo wir jemanden gebraucht hätten.“

Freundeskreis

Im Rahmen der Erzählungen der sehbehinderten, bzw. blinden Väter zeigte sich, wie unterschiedlich ihr soziales Umfeld gestaltet ist, bzw. wie sie es aktiv gestalteten.

Völlig unabhängig davon, ob beide Ehepartner blind sind oder die Ehefrau sehend ist, haben sie entweder einen ausnehmend kleinen, auf Schulfreunde bezogenen und dadurch eher auf sehbehinderte Menschen konzentrierten Freundeskreis, oder hauptsächlich sehende Freunde, oder aber ein Umfeld, in dem sich der Anteil sehender zu jenem blinder Menschen in etwa die Waage hält. Während ein Ehepaar seinen sehenden Freundeskreis hauptsächlich in der Kindergarten- und Schulzeit ihrer Kinder begründete und bereits über Jahre pflegt, knüpften zwei weitere Ehepaare in dieser Zeit so gut wie keinen Kontakt mit anderen Eltern. Einer dieser Väter unterhält jedoch aufgrund seiner vielseitigen Interessen und Engagements in diversesten Gremien zahlreiche soziale Kontakte und Bekanntschaften, der andere Vater bedauert, Kontakthanbahnungen während dieser Zeit verabsäumt zu haben.

Zwei Väter berichten, dass sie nach der (eigenen) Schulzeit aus ihrer „Ghettoisierung“ in der Blindenschule ausbrechen wollten und sich deswegen einen neuen Freundeskreis mit vorwiegend sehenden Menschen aufgebaut hätten. „[...] Dass ich in einem Verein für Sehbehinderte mitarbeite, das wäre damals für mich nicht in Frage gekommen. Dass ich natürlich jetzt nicht zu meinen Freunden sage: ‚Vertschüssst euch, ich will mit euch jetzt nichts mehr zu tun haben‘, so war es ganz und gar nicht.“

Erwähnenswert erscheint auch die Erkenntnis, dass jene blinden Väter, und auch deren Schulfreunde, die vor über dreißig Jahren ihre Ausbildung in blindenspezifischen Institutionen abgeschlossen haben, allesamt einer geregelten Arbeit nachgehen und sozial gut situiert und integriert sind. Demgegenüber steht die Aussage eines jungen Vaters, der als einziger seiner Klasse sowohl beruflich als auch privat Fuß gefasst hat, was durch die Einschätzung eines anderen Vaters - auf diese Problematik angesprochen - untermauert wird. „Das wird wahrscheinlich jemand jüngerer sein. Fürchte ich fast. Das ist immer schwerer geworden. Naja, dort wo es schwerer wird für - sagen wir einmal - normale

Menschen, dort wird's für Behinderte natürlich noch schwerer im Berufsleben. Wenn ich mir das anschau, natürlich, die, die dann einmal einen Beruf haben, die werden nicht hinausgeschmissen, oder so. Aber so wie es jetzt ist, in den Beruf einzutreten als junger, behinderter Mensch, glaube ich nicht, dass es einfach ist.“ Mehrere Väter verweisen in diesem Zusammenhang auf die kompliziertere wirtschaftliche Situation in ländlichen Gegenden im Vergleich zu Großstädten. Sie begründen damit auch ihre Entscheidung, in der Großstadt, in der sie die Schule besuchten, geblieben und nicht wieder in ihren Heimatort zurückgekehrt zu sein.

8.1.2.6 Vater-Kind-Interaktion

Beziehung des Vaters zum Kind

Auf die Beziehung zu seinem Kind angesprochen, gibt ein Vater, dessen Frau ebenfalls stark sehbehindert ist, an, die primäre Bezugsperson zum Kind in gewissen Situationen gewesen zu sein. „Natürlich erzogen wir es beide, wir hatten halt andere Methoden, und ich bin halt der Geduldigere, der Ruhigere, teilweise der Konsequenterer. Und wie gesagt, wenn es um Ruhe geht, um Stabilität, um Kontinuität - ich meine, ich bin sicher nicht perfekt oder hin und her, aber wenn es um die Punkte geht, hing es eher an mir.“

Die Konstellation: Blinder Vater - sehende Mutter eröffnet wiederum andere Möglichkeiten der Rollenverteilung und damit auch andere Beziehungsqualitäten zwischen Vater und Kind. „Fürs Reparieren, da war immer ich zuständig. Fürs Lesen und Aufgabe machen, das haben sie eigentlich bald verstanden, irgendwie alles, was mit Schönheit zu tun hat, ob Gewand zusammenpasst... Gewand einkaufen sind sie natürlich nicht mit mir gegangen. Wir haben schon ziemlich verteilte Rollen gehabt. Die Kinder haben schon gewusst, mit was sie zu wem kommen.“

Ein Vater hadert mit dem Verhältnis zu seinem Kind, das mit seinem autoritären Agieren eindeutig nicht einverstanden war, was auch im Kontrast zu der eher lockeren Erziehungsweise seiner Frau stand. Er beschreibt eine mittlerweile harmonische Beziehung zu dem erwachsenen Kind, hinterfragt aber dennoch die

Beziehungsbasis, ob sie denn eine Zweckbeziehung darstelle - oder doch auf Zuneigung, bzw. Verständnis basiere.

Darauf angesprochen, ob sie glauben, aufgrund des fehlenden Blickkontaktes mit dem Säugling im Beziehungsaufbau (im Vergleich zur sehenden Mutter) benachteiligt gewesen zu sein, geben die Befragten an, diesbezüglich keine Bedenken gehabt zu haben. Sie hätten dieses Manko durch engen Körperkontakt, wie etwa durch das Tragen der Säuglinge und Kleinkinder am Körper (im Tragetuch) ausgeglichen. Der fehlende Blickkontakt und der dadurch möglicherweise schwierigere Beziehungsaufbau wären ihnen nicht aufgefallen. Bei blinden Elternpaaren bestehe ohnehin kein Unterschied, da wären die Voraussetzungen a priori ident - und dadurch ebenfalls kein Thema gewesen.

Vertrauen zum Kind

Auf die Frage nach ihrer Beziehung zum Kind thematisierten sämtliche befragten Väter (mit Ausnahme des „Jungvaters“) übereinstimmend die Vertrauensbasis, die sie zu ihren Kindern aufgebaut hatten.

Einerseits beschrieben die Väter ihr Vertrauen, das sie in die Richtigkeit der Entscheidungen ihrer Kinder gesetzt hatten, wie zum Beispiel die Wahl des Freundeskreises. „Ja, das war für mich ein Punkt auch, der mit dem Vatersein zusammenhängt: Vertrauen. Wir haben dann schon die Freundinnen und so weiter auch gekannt, aber von meiner Grundeinstellung her möchte ich einfach nicht meinem Kind immer hinten nach sein, sondern will auch vertrauen. Sonst habe ich gesagt: ‚Sammel Erfahrungen!‘, und ich glaube, das ist auch ein Punkt, das Loslassen können, wenn man das nicht alles so sieht, das ist vielleicht auch ein Vorteil für das Kind.“

Ein anderer Vater bestätigt die Tatsache, dass Kinder blinder Eltern oder Väter oftmals freier und unkontrollierter - was mögliche Gefahrenquellen anbelangt - aufwachsen, als jene sehender Eltern. „Wenn ich mit dem Kind spazieren gehe und es möchte da vorne ein Eis und ich gebe ihm 10 Schilling, damals, und sag, ‚hol es dir‘, da denke ich mir nicht, ob das Kind jetzt da wirklich hingeht, das Eis kaufen, oder geht es vielleicht, und kauft sich vielleicht etwas anderes. Oder rennt

in die Straßenbahn, oder es kommt ein Fahrrad oder ein Auto. An das denkt man nicht, sondern du weißt, wo das Eisgeschäft ist, und du vertraust darauf, man verlässt sich sogar darauf, dass das Kind wieder zurückkommt. Man hat von vornherein diese Gefahrensicht nicht dauernd im Visier.“

Unisono beschreiben die Väter die Zuverlässigkeit ihrer Kinder im Straßenverkehr. Alle Kinder wurden als brav an der Hand gehend beschrieben, die wussten, dass sie im öffentlichen Raum absolut zu folgen hatten. „Das war schließlich lebenswichtig.“ Die Väter berichten auch von keinerlei Problemen mit ihren kleinen Kindern im Straßenverkehr, solange kein sehender Begleiter dieses Übereinkommen „störte“. Denn dann glaubten die Kinder, dass der Sehende für sie aufpassen würde und hielten sich nicht an die Regeln, etwa, bei jeder Querstraße stehen zu bleiben. Erst diese Situation - verursacht durch sehende Dritte - stellte für die Väter eine extreme Herausforderung dar.

Erziehungsstil

Während der Gespräche kamen die Väter auf ihre Vorstellung und Auslegung ihrer Erziehung zu sprechen. Dabei zeigte sich die große Bandbreite tradierter oder integrativer Verhaltensmuster.

Ein Vater beschrieb sich retrospektiv als zu autoritär. „Ja, ich glaube schon, dass ich autoritär war, obwohl mir das nicht so vorgekommen ist, aber das kommt den Leuten nie so vor, glaube ich.“ Was ihn im Beruf weiterbrachte, schadete retrospektiv dem Familienleben. Befragt, ob er meine, dass seine Autorität auf den Faktor Blindheit zurückzuführen sei, oder seiner Persönlichkeit entspreche, meinte der Befragte: „Meine Blindheit hat das Rollenbild wahrscheinlich nicht beeinflusst, weil ich viel zu stur bin. Jetzt wäre ich gescheiter. Ich habe meine Rolle als Behinderter ausgespielt, dass ich sie zu etwas zwingen, was sie gar nicht machen wollten. Das war sicher nicht sehr positiv. Hat aber mit der Blindheit wahrscheinlich nichts zu tun.“

Zwei Väter begründen den Ursprung ihre Ablehnung eines autoritären Erziehungsstils völlig konträr. Während der eine angibt, „einen ziemlich autoritären Vater“ gehabt zu haben, der „es heute noch teilweise ist“, sei es ihm absolut fern

gelegen, ebenso zu agieren. Er selbst hatte sich immer bemüht, freundschaftlich, kameradschaftlich mit seinem Kind umzugehen. „Ich habe mich nie so als Vater in dem Sinne gefühlt, dass ich ihm jetzt sozusagen Vorgaben gebe, dieses typische Vaterbild, sondern ich habe mich bemüht, einfach nur Anstöße zu geben und Anleitungen.“

Der andere Vater, dem autoritärer Stil völlig abwegig erschien, begründet seine gutmütige Art damit, selbst einen Vater gehabt zu haben, der nicht streng war. „Ich bin sicher viel zu gut gewesen. Viel zu lasch. Ich habe ihnen viel durchgehen lassen. Ich habe dann manchmal versucht, streng zu sein, und bin dann immer nur ausgelacht worden von meinen Kindern. Dann habe ich es wieder aufgegeben. Ich krieg von meiner Frau immer geschimpft, weil ich mir immer alles gefallen hab lassen. Ich war immer eher der Kumpel.“

Ein Vater weist sowohl einen autoritären, als auch kameradschaftlichen Erziehungsstil von sich. Er erklärt allerdings, dass ihm klare Grenzen sehr wichtig waren. „Ein Begleiter... Das ist vielleicht ein gutes Bild für meine Sicht der Rolle.“

Auf die Frage, wie er sich als Vater gesehen habe, antwortet einer der Befragten, dass er glaube, meistens ein verständnisvoller Vater gewesen zu sein. Im Nachhinein bedauere er, in den Augen seiner Kinder teilweise ignorant ihren Problemen gegenüber erschienen zu sein. Die Kinder hätten gemeint, oftmals zu viel gedurft zu haben und zu wenig von ihm geleitet worden zu sein. Er bedauere, dies nicht bemerkt zu haben, da ihm „Freiheit oder Selbstständigkeit ein sehr wichtiges Gut sind“. Wahrscheinlich sei er einfach den Problemen aus dem Weg gegangen. „Ein Grundsatz von mir, wenn es Probleme gibt, ist der: ‚In fünf Jahren werden wir darüber lachen. - Warum erst in fünf Jahren, probieren wir es gleich heute.‘ Und das habe ich zu den Kindern auch öfter gesagt. Das Verständnis der Kinder ist natürlich nicht sehr groß gewesen. Das sind Sachen, die ich vielleicht anders hätte machen sollen.“

Ein Vater formuliert seine Vorstellungen eines Erziehungsstils: „Und ich möchte nicht, so wie manche, dass meine Kinder meine Freunde sind. Ich hätte da schon gerne eine engere und familiäre, aber nicht unbedingt so eine... Ich weiß es nicht, beim Blödeln, es gibt Grenzen, die man zu Kindern und Eltern nicht sagt, die ich zu meinem Freund durchaus sagen würde. Oder gewisse Themen, die man mit

Kindern weniger anspricht als mit Freunden. [...] Also diese Rolle als Vater ist mir schon sehr wesentlich.“

Erziehungsziel

Im Laufe des Gesprächs wurde offensichtlich, dass sich sämtliche Interviewpartner ihrer Verantwortung, Kinder ins Leben zu begleiten, sehr reflektiert bewusst sind.

Ein Jungvater beschreibt eine gelingende Vaterschaft folgendermaßen: „Ich selbst bin sehr stolz auf meine Allgemeinbildung und überhaupt auf meine Bildung, und halte das auch für wichtig, eigentlich auch für wichtiger, die Haltung, die Geisteshaltung weiterzugeben, als die Gene. Das ist Evolution heutzutage. Die findet über die soziologische und nicht über die chromosomale Linie statt. Das ist meine Überzeugung, und die will ich auch wahrnehmen und ausfüllen. [...] Ich werde die Chance bekommen, meine Kinder im Leben zu begleiten, zu verfestigen, ihnen philosophische Bildung und Weltläufigkeit mit auf den Weg geben zu können.“

Ein anderer Vater setzte, seinem Lebensmotto entsprechend, andere Akzente: „So wie man früher gesagt hat, und heute auch noch, wenn ein Kind geboren wird: ‚Es ist egal, was es wird, Hauptsache gesund‘, würde ich abwandeln in: ‚Es ist egal, wie ein Kind ins Leben entlassen wird, Hauptsache, es kennt Glück und Zufriedenheit.‘ Das, glaube ich, ist durchaus eine der Aufgaben der Eltern. Das war mir schon immer sehr viel wert. Ich habe auch nicht so darauf geschaut, dass die Kinder gute Noten haben, sondern eher, dass es ihnen gefällt, und dass sie viele Freunde haben, dass diese Sachen funktionieren, das war mir wichtiger.“

Auf den moralischen Anspruch der Vaterrolle bezieht sich die folgende Definition eines Vaters: „Und ich glaube auch, dass man, auch wenn man der Rolle nicht immer gerecht wird, als Eltern immer eine Vorbildfunktion hat, wo die Kinder auch wissen, dass sie sich teilweise an einen gehalten haben, oder mit einem eine Zeit verbracht haben, und wie man zu was steht. Und mir gefällt das recht gut, dass ich diesbezüglich mit meinen Kindern zwar über alles reden kann, aber schon in einer anderen Form als ich das mit Freunden würde.“

In sinngemäßer Übereinstimmung mit zwei anderen Vätern erwachsener Kinder meint ein Vater „Das Erziehungsziel: Ja, das hab ich mir schon überlegt. Wie erkenne ich, ob ich´s gut gemacht habe. Es geht darum, dass die Kinder eine gescheite Ausbildung haben und ein eigenständiges, vernünftiges Leben führen können. Aber wirklich erkennen, ob ich´s richtig gemacht habe, tu ich dann, wenn sie erwachsen sind, und gerne wieder kommen.“

8.1.2.7 Faktor Blindheit in der Vater-Kind-Beziehung

Umgang der Kinder mit Blindheit

Eine Frage, den Faktor Blindheit betreffend, bezog sich auf den Umgang der Kinder mit der Sehschwäche ihrer Väter.

Jener Vater, dessen Kinder noch nicht im sprechfähigen Alter sind, äußerte präzise Vorstellungen, wie die Kinder mit der Behinderung ihres Vaters umgehen werden. Er gehe davon aus, dass die Einschränkung seiner visuellen Wahrnehmung für die Kinder etwas Selbstverständliches sein werde und sie weder besondere Notiz, noch besonders Rücksicht darauf nehmen werden. „Rücksicht ist etwas Aktives, was von der Selbstverständlichkeit abweicht, und die Selbstverständlichkeit, wenn sie so aufwachsen, muss ja maximal vorhanden sein, das ist jedenfalls die Überlegung, sodass sie kaum Rücksicht nehmen werden müssen.“

Die Väter von älteren, bzw. bereits erwachsenen Kindern beschrieben sehr einheitlich, wie ihre Kinder mit dem väterlichen Defizit umgingen.

So berichteten sämtliche Väter, dass ihre Kinder bereits im Kleinkindalter begriffen hätten, ihnen Spielzeug direkt in die Hand geben zu müssen. Die Kinder hätten bald erkannt, dass der Umgang mit sehenden Menschen anders verläuft als mit sehbehinderten und sich problemlos auf die jeweilige Situation eingestellt. „Bei meiner Frau hat sie den Kopf hingedreht zu dem, was sie haben wollte, damit sie es sieht, und bei mir hat sie den Arm dorthin geführt. Also hingelenkt, dort, was sie haben wollte.“

Bis auf einen Vater, der sich daran nicht mehr erinnern konnte, heben alle

Befragten das frühzeitige Verbalisieren und die überdurchschnittliche Sprachentwicklung ihrer Kinder hervor. Die Väter führen aus, dass die Kinder sehr präzise beschreiben lernten, wie etwas aussah, bzw., wo sich etwas befand. Auf die väterliche Frage „wo liegt der Ball“, antworteten sie demgemäß nicht mit „dort“, sondern mit „der Ball liegt neben dem Koffer im Eck.“ Die Kinder hätten auch bald gelernt, das Verhalten ihrer Väter zu antizipieren. So sagte die kleine Tochter, als der Vater ins Wohnzimmer kam und raschen Schrittes das Zimmer queren wollte: „Da sitzt die kleine Maus.“ Aus der berechtigten Angst heraus, dass der Vater sie sonst umrennen würde, wie der Erzähler schmunzelnd bemerkt.

Als Konsequenz ihres schlechten Sehvermögens bezeichnen mehrere Väter den Ordnungssinn, der ihren Kindern abverlangt wurde. „Was die Kinder vielleicht lernen haben müssen, dass Sachen, die uns wichtig sind, einen fixen Platz haben. Die Fernbedienung vom Fernseher, zum Beispiel. Weil unsereins vertut halt viel Zeit mit Suchen, da greifst du fünf Zentimeter daneben, dann hast du's nicht, und Dinge, die man oft braucht und wichtig sind, die müssen einen fixen Platz haben, damit man sie auch gleich hat, wenn man hin greift. Das haben unsere Kinder sicher lernen müssen, dass das so zu sein hat. Das haben sie mehr oder weniger verstanden.“

Thematisierung der Blindheit

Die Frage, ob denn die Blindheit des Vaters im Familienverband oder mit dem Vater direkt jemals explizit thematisiert wurde, verneinen die meisten Väter anfänglich. Es sei etwas Selbstverständliches gewesen, etwas, mit dem die Kinder groß geworden seien, das immer da war und deshalb nicht extra besprochen werden musste. In der Reflexion erinnerten sie sich dann doch an Aussprüche ihrer zumeist kleinen Kinder, die sich auf ihre Blindheit bezogen. Es sei nicht belastend für die Kinder gewesen, aber durchaus von Interesse.

So konstatierte etwa ein Sprössling, dass die Blindheit des Vaters wohl auf dessen häufige Besuche im Blindenverband zurückzuführen sei.

Auch interessierte die meisten Kinder das „Warum“ des fehlenden Sensoriums. Während zwei Väter angeben, öfters mit ihren (kleinen) Kindern darüber

gesprochen zu haben, warum sie zum Beispiel „gewisse Sportsachen nicht mit ihnen machen können, wieso so etwas nicht geht“, meinen andere Väter wiederum, dass solche „Vorwürfe“ oder „Vorhaltungen“ nie von ihren Kindern ausgesprochen wurden. „Das war für sie ganz natürlich. Geredet, viel, über Blindheit, haben wir eigentlich gar nicht so. Das ist einfach so mit aufgewachsen.“ Die Kinder hätten gemeint, sich nicht vorstellen zu können, wie es mit Eltern sei, die sehen können, weil sie es ja niemals erlebt hätten.

Vorteile für Kinder durch blinden Vater

Der Vater von Kleinstkindern sieht den Vorteil, den seine Kinder aus seinem Handicap ziehen werden, unter anderem in seiner Bildung, die er vermutlich nur aufgrund seiner Erblindung genossen habe. Neben „handwerklichem Geschick, philosophisch, ethischem Rüstzeug, das ich ihnen mitgeben werde, wird für sie Blindheit eine völlig selbstverständliche Eigenschaft sein, die ein Mensch haben kann, und sie werden das mit ihren Freunden und Klassenkameraden, Gruppenkameraden, thematisieren, auf eine ganz selbstverständliche Art, und tragen damit zur gesellschaftlichen Formung bei, und das ist gut.“

Neben dem von den Vätern angesprochenen großen Sprachschatz ihrer Kinder und der Fähigkeit, exakte Beschreibungen alles Visuellen abgeben zu können, (siehe auch Unterkategorie „Umgang der Kinder mit Blindheit“), bestätigten die Väter eine überdurchschnittliche Sensitivität ihrer Kinder. So seien die meisten Kinder aufmerksamer, was die Bedürfnisse ihres Umfeldes anbelange, und lernten „früher achtsam und umsichtiger zu sein.“ Bei vielen Kindern sei deren ausgeprägte soziale Kompetenz bereits von den Kindergartenpädagogen bemerkt worden.

Einige Väter führten an, dass die Kinder bereits im Kindergartenalter über einen guten Orientierungssinn verfügten, da sie sich im öffentlichen Raum nicht auf die Orientierung des Vaters verlassen konnten und dadurch aufmerksamer unterwegs waren. Aufgrund dieser Tatsache - generell aufgrund des fehlenden Blickkontaktes - fand entsprechend mehr Austausch auf verbaler Ebene statt. So schufen manche Väter eine am Bildhaften orientierte Sprache, um etwa mit ihren noch nicht schulpflichtigen Kindern ohne fremde Hilfe öffentliche Verkehrsmittel

benutzen zu können. Ein Vater beschreibt sehr anschaulich die Situation, die richtige Straßenbahn zu erwischen. „[...] jetzt gehen wir zur Straßenbahn, und welche Straßenbahn kommt jetzt? Ist es der 52er oder der 49er, weil wir brauchen den 49er. Die Kinder sind drei Jahre alt und können noch nicht lesen. Aber da war ein ‚Sessel und das Ding mit Kugel oben‘. ‚Ja, da kommt der Sessel, mit Kugel oben‘ - und schon haben wir den 49er gehabt. Oder mit dem 18er zum Südbahnhof. ‚Strich - Brezerl‘, hat der geheißen. ‚Ja, da kommt der Strich - Brezerl‘ - ‚Na, mit dem fahren wir‘.“

Über diese Ebene hätten auch einige Kinder sehr früh gelernt, einzelne Buchstaben zu erkennen, die dann mit vereinten Kräften zu Wörtern zusammengesetzt wurden, was für die Väter wiederum eine Erleichterung hinsichtlich der Orientierung darstellte.

Den Vorteil blinder Eltern verortet ein Interviewteilnehmer - ganz im Sinne der „neuen Väter“ - in der Vermittlung einer selbstverständlichen, egalitären Aufgabenteilung. Da er sehr viele Arbeiten im Haushalt übernimmt, die von seiner Frau an ihn delegiert werden, hegt er die Hoffnung, dass die Kinder dadurch lernen, dass auch Männer kochen, putzen und Müll hinuntertragen können, und die nachfolgende Generation aufgrund dieser - seiner - Vorbildwirkung gleichberechtigte Arbeitsaufteilung betreibt.

Sich bewusst Zeit für die Kinder genommen zu haben, ihre Fragen zu beantworten versucht zu haben, vielleicht aufmerksamer als manch Sehender gewesen zu sein, sind übereinstimmende Aussagen der Väter. „Die Kinder glauben, dass der größte Vorteil war, dass ich mir mehr Zeit genommen habe, Sachen zu erklären, sie mehr zu fragen und sie ernster zu nehmen. Sie haben sich nicht überfordert gefühlt, aber doch um einiges mehr gefordert und haben für manches einen schärferen Blick bekommen.“

Auch die Möglichkeit, aufgrund ihrer Blindheit empathischer auf die Kinder eingegangen zu sein, wird von den Befragten thematisiert. So beschreibt ein Vater in diesem Zusammenhang den Wunsch seiner Kinder nach Markenkleidung. „Und vielleicht durch das, dass ich das nicht gesehen habe, dass eine Markenware schöner ist, und ich mir nicht vorstellen kann, dass das wichtig ist. Da habe ich mir

gedacht, es wird aber etwas dahinter sein, das ich nicht erkennen kann, dadurch, dass ich es nicht sehe. Und den Wert möchte ich jetzt dadurch, dass ich das nicht sehe, nicht mindern und sage deshalb: ‚Kauft es euch trotzdem‘. So ist es mir andererseits wahrscheinlich passiert, dass ich manches deswegen gemacht habe, weil ich gesagt habe: ‚Naja, ich kann es mir zwar nicht vorstellen, aber ich kann mir vorstellen, dass es für den anderen wichtig ist‘.“

Am Schluss seiner Reflexion ergänzte ein Vater: „Ein ehemaliger Arbeitskollege von mir hat gesagt, wie die Tochter so zwei, drei Jahre alt war, [...] ‚Eigentlich ist es ein Vorteil, wenn man als Kind blinde Eltern hat. Sie reden nicht überall dazwischen‘.“

Aufgabenübernahme durch Kinder / Überforderung der Kinder

Den oftmals an blinde Menschen herangetragenen Vorwurf, dass die Kinder als „Auge des Blinden“ benutzt würden, wiesen die Väter allesamt entschieden zurück. Unbestritten sei, dass die Kinder aufgrund des väterlichen Defizites mehr gefordert würden, niemals aber überfordert. Mit der Behinderung ihres Vaters von klein an konfrontiert, würden sie die visuelle Einschränkung als Selbstverständlichkeit und nicht als Belastung empfinden.

Ein Vater schildert eine häufig erlebte Situation. „Diese Reaktionen der Sehenden, die dann oft kommen: ‚Ja, jetzt bist ja schon groß, jetzt kannst du der Mama aber schon helfen‘ und so, da haben wir uns dann immer geärgert, weil viele glauben dann immer, man hat die Kinder nur, damit man es leichter hat im Leben, und das ist ja aber nicht so. Wir haben ja unsere Kinder nie angehalten dazu, dass sie uns helfen müssen, im Gegenteil, wir haben viele Unannehmlichkeiten eigentlich in Kauf genommen, nur, damit wir die Armen nicht sekkieren müssen. [...] Man will ihnen halt auch nicht auf die Nerven gehen.“

Ein Vater fasst die Situation mit seinen Kindern im Straßenverkehr in Worte: „Ich denke, wir haben uns gegenseitig geführt. Aber es war nicht so, dass ich jetzt das Gefühl gehabt habe, sie führen mich, sondern wir gehen einfach miteinander, und sie sehen halt den Weg und ich nicht.“

Erleben der eigenen Blindheit

Ein Vater bringt die Thematik des Umgangs mit der eigenen Einschränkung sehr nüchtern zur Sprache. „Blindheit ist zunächst mal nur die Tatsache, dass die visuelle Wahrnehmung eingeschränkt ist. Als erster Sekundäreffekt stellt sich dabei die Frage: Wie gehst du selber damit um?“

In den Gesprächen mit den blinden Vätern zeigt sich der enorme Einfluss des Elternhauses auf die Entwicklung des Selbstverständnisses, die Behinderung anzunehmen, sowie auf die Ausprägung von Selbstvertrauen und Selbstsicherheit. So berichten zwei Väter, die alles daran setzen, sich von ihrem Handikap in keinsten Weise einschränken zu lassen, dass ihre Eltern die „nötige Lockerheit“ besessen hätten, sie (unter Vorbehalt) „alles tun zu lassen“. „Das gibt Vertrauen. Und du lernst: eigentlich ist es eh egal, wenn etwas passiert.“

Wichtig sei, so ein weiterer Vater, das Mittelmaß zwischen „anrennen lassen und Hilfe bieten“ zu finden. Sie alle, die ihr Leben im Griff haben, seien in den Genuss gekommen, in ihrer Entwicklung nicht „behindert worden zu sein“. Dem entgegengesetzt beschreiben sie die Benachteiligungen, mit denen andere zu kämpfen haben, denen in ihrer Kindheit alles abgenommen wurde, denen nichts zugetraut oder abverlangt wurde.

So beschreibt ein Vater die Einstellung der Familie seiner (sehbehinderten) Frau, die dem sehbehinderten Kind den Weg zur Selbständigkeit erschwert hätte. Bei Versuchen, sich in der Küche nützlich zu machen, sei seine Frau schroff abgewiesen worden und ihr a priori Ungeschicklichkeit unterstellt worden. Dieser Umgang mit der Sehbehinderung sei bestimmt kein Einzelfall, dadurch aber hätten jene Menschen massive Probleme, sich aus ihrer Behindertenrolle zu befreien, seien unselbständig und unsicher, was aber weniger mit ihrer Behinderung, als vielmehr mit ihrer anerzogenen Abhängigkeit und Hilfsbedürftigkeit zu tun habe.

Die permanente Herausforderung durch die Behinderung beschreibt ein Betroffener sehr anschaulich. „[...] aber man braucht natürlich schon ein gutes Maß an Selbstbewusstsein, muss ich auch sagen, mit zunehmendem Alter habe ich das auch gekriegt. Das entwickelt sich. So, wie man im Leben mit 50 schon in vielen Dingen sicherer ist, als mit 20, so ist auch, wenn du 20 Jahre lang blind bist,

kann man das auch anders vertreten, als wenn man das gerade erst erlebt hat, hab ich halt die Erfahrung gemacht.“

Erleben der eigenen Einschränkung im Umgang mit dem Kind

Generell erklären die interviewten Väter, sich mehr oder weniger mit ihrer Behinderung abgefunden zu haben. „Ich kenne welche, die ewig damit hadern, dass sie schlecht sehen. Das haben wir überhaupt nicht, eigentlich. Wie gesagt, nur in bestimmten Momenten.“ Jene Momente waren zumeist solche, in denen die Väter ihrem Anspruch, den Bedürfnissen ihrer Kinder gerecht zu werden, nicht entsprechen konnten und die Behinderung dann als echte Einschränkung erlebten.

Zwei Väter erinnern sich an die Kindergartenzeit ihrer Kinder und schildern das gleiche Phänomen. Einer führt aus: „Die Kinder haben genau gewusst, dass man ihre Zeichnung nicht sieht, und haben sie einem trotzdem unter die Nase gehalten und wollten ein Urteil hören. Das war einer der seltenen Momente, wo ich selbst gehadert habe, ‚Verdammt, wieso sehe ich das jetzt nicht‘, weil an sich sind wir schon so lange mit der Behinderung konfrontiert, dass wir eigentlich... [...] Dann haben sie es beschreiben müssen, was sie gemalt haben, und das haben sie auch gerne gemacht, und dann haben wir gesagt: ‚Das hast du aber schön gemacht‘, und dann waren sie zufrieden. Aber das war so eine Situation... Aber ich glaube auch, dass ihnen das wurscht war damals. Es war einfach wichtig, dass sie es herzeigen, und sie haben es halt beschrieben. Also ich glaube nicht, dass sie irgendwann einen Nachteil gehabt haben.“

Väter von Söhnen beschreiben ihre mangelnden fußballerischen Fähigkeiten zu ihrem eigenen und zum Leidwesen ihrer Kinder. „Also ich habe natürlich Fußball gespielt mit ihm, ich bin auch mitgegangen am Fußballplatz, und wenn die Sonne hinausgekommen ist, habe ich den weißen Ball auf der Wiese gesehen, und dann habe ich einen Superschuss zusammengebracht, weil ich den Ball gesehen habe. Dann ist eine Wolke gekommen, und ich habe ihn wieder nicht getroffen. Da hat er dann gesagt ‚die verdammte Wolke soll weg, sonst triffst du den Ball wieder nicht‘, und solche Geschichten halt.“

Ein Vater gibt an, dass er die meiste Einschränkung immer dann erfahre, wenn es um Verständigung durch Blicke geht. „Also das ist eben ein prinzipieller Nachteil der Blindheit. Und daher immer dann, wenn die Bedeutung des Blickes wichtig wird, bin ich benachteiligt, weil ich erst aus anderen Reaktionen ablesen muss, wie die Reaktion der Kinder oder auch meiner Frau ist. [...] Da dauert es halt, bis irgendeine verbale Äußerung kommt oder irgendetwas anderes. Das ist eine permanente Grenze, die kann man eben nicht überwinden.“

Zwei Väter erwähnen im Laufe des Gesprächs, dass sie immer wieder in Frage stellen, ob Kinder behinderter Eltern wirklich stolz auf diese sein könnten.

So berichtet ein Vater von einer für ihn sehr beglückenden Begebenheit, als es zu einem zufälligen Zusammentreffen seiner damals etwa achtjährigen Tochter, die gerade einen Schulausflug mit ihrer Klasse unternahm, und ihm kam. „Da war die ganze Klasse. Da habe ich mir gedacht: Wie wird meine Tochter mich als Vater jetzt ansprechen? Wird es ihr peinlich sein, dass sie einen blinden Vater hat, oder nicht, das war meine Sorge. Ich habe immer die Sorge gehabt, sie geniert sich wegen mir, und ich war so überrascht, dass sie voll Freude auf mich zugegangen ist und das war für mich wirklich ein wichtiges Erlebnis, dass sie mich voll akzeptiert hat, überhaupt nicht geschreckt war, dass sie überhaupt nicht peinlich berührt war, dass sie einen blinden Vater hat, und mich der Lehrerin und ihren Kameradinnen vorgestellt hat. [...] Aber ich glaube eher, dass die Kinder manchmal sogar stolz sind, ein bisschen, auf mich, wenn man eigenständig ist, etwas macht.“

Ein Vater artikuliert seine Überlegungen: „Ich glaube, dass die Kinder - es klingt jetzt vielleicht ein bisschen hart - nicht so stolz auf ihren Vater sein können, wie vielleicht sehende Kinder auf ihren sehenden Vater, weil dieses ‚sich in der Öffentlichkeit zeigen‘ nicht ganz so einfach ist. Schon einfach, aber die Kinder, die stolz auf ihre Väter sein sollen, die müssen den Vater begleiten oder müssen ihm irgendetwas bringen. Da gibt es dann nicht zum Beispiel: ‚Ich bin die Tochter und stehe da so stolz neben dem Vater‘, und auch nicht umgekehrt, dass der Vater sagt: ‚Schaut, das ist meine Tochter‘, oder so. Also wenn wir Autofahren, dann kann nicht ich als Vater autofahren und die hübsche junge Tochter sitzt daneben, sondern dann muss die Tochter autofahren. [...] Also nicht negativ, aber es ist

einfach ein Fakt für mich.“ Ergänzend fügt auch dieser Vater wenig später hinzu, dass er durchaus glaube, dass es Bereiche gebe, wo die Kinder durchaus stolz sein könnten, es beschäftige ihn lediglich die prinzipielle Überlegung hin und wieder.

Thema Mobilität

Dieses Thema wird von sämtlichen Vätern angesprochen und sehr unterschiedlich diskutiert. Die Auseinandersetzung mit Aspekten der Mobilität soll eine Vorstellung der unzähligen Alltagssituationen vermitteln, mit denen blinde und sehbehinderte Menschen - unter völlig anderen Voraussetzungen als sehende Menschen - konfrontiert werden. Die Darstellung verschiedener Bewältigungsstrategien soll einerseits veranschaulichen, wie herausfordernd sich - für Sehende völlig triviale und unbeachtete - Situationen gestalten, andererseits, wie unterschiedlich diese von den Betroffenen selbst, abhängig von deren Persönlichkeit, bewältigt werden.

Sechs der sieben interviewten Väter beschreiben den Umstand, nicht alleine mit dem Kinderwagen unterwegs gewesen zu sein. Sie hätten die Kinder stets am Körper in Tragetüchern getragen - so lange, bis diese laufen und an der Hand gehen konnten. Ein Vater wiederum berichtet, dass seine ebenfalls sehbehinderte Frau und er zwar nicht alleine, aber gemeinsam mit dem Kinderwagen unterwegs gewesen wären. „Und zu zweit haben wir halt mit dem Wagerl fahren können, weil da haben wir sie ins Wagerl gelegt oder gesetzt, und dann geht einer am vorderen Ende mit dem Stock und einer fährt hinten nach. So haben wir das gemacht.“ Er meint auch weiters, dass „Mobilität überhaupt nie ein Problem war, weil meine Frau und ich, wir waren ja immer selber mobil, und die Kinder haben halt auch relativ schnell lesen gelernt, das ist vielleicht auch ein Faktor, wir haben sie immer mit eingebunden. Wir haben gesagt: ‚Wir können mit euch alles machen, aber ihr müsst ein bisschen mittun‘. Das ist vielleicht der Unterschied zu Kindern, die keine blinden Eltern haben.“

Ein anderer Vater, ebenfalls sehr mobil, beschreibt neben Badeausflügen an die Alte Donau auch Segeltörns am Neusiedlersee, bei denen ihm die Kinder die Einfahrt in den Hafen beschreiben und ansagen mussten.

Den Slogan „geht nicht, gibt’s nicht, wendet ein Vater auch auf das Thema Mobilität an, räumt aber ein, in Notsituationen durchaus auch Hilfe (evt. in Form eines Taxis) in Anspruch zu nehmen.

Ein Vater empfindet die Situation, beim Autofahren auf Familienmitglieder angewiesen zu sein und passiv danebensitzen zu müssen, gleichsam als Kontrollverlust, mit dem er nur schwer umgehen kann. Wie bereits bei der Subkategorie „Erleben der eigenen Einschränkungen“ erwähnt, bedauert ein anderer Vater, seine Tochter nicht chauffieren zu können, sondern von ihr gefahren werden zu müssen.

Ein großes Problem stellte, bzw. stellt für die blinden Väter ein Spielplatzbesuch dar. Während ein Vater nur mit Hilfe der Persönlichen Assistenz, die auf das lebhaftes Kind schaut, einen Besuch wagt, beschreiben zwei Väter ihre Angewohnheit, selber überall am Spielplatz dabei - und somit in der Nähe der Kinder - gewesen zu sein. „Am Spielplatz - fällt mir ein, wir haben ja nicht abschätzen können, was kann ich meinem Kind da zumuten, was steht da überhaupt auf dem Spielplatz? Das heißt, wir sind einmal immer selber hinaufgeklettert auf diese Geschichten, schauen, was ist dort überhaupt? Und das hat den Kindern am Spielplatz super getaugt, wir sind immer super mit fünfzehn Kindern, sind wir auf dem Klettergerüst herum geklettert und hinuntergerutscht, und wenn ich dann, weil das halt so klein war, stecken geblieben bin, hat es ein Hallo gegeben dort am Spielplatz. Die anderen Mütter sind halt nur am Bankerl gesessen und so, und haben nur von der Weite geschrien: ‚Tu das nicht!‘ und ‚Tu das nicht!‘. Das hat es bei uns nicht gegeben, wir haben immer dabei sein müssen, Vollgas, und das hat den Kindern immer getaugt, aber das macht man einfach. Wenn du ein Kind hast, tust du ja Allerhand, was du gar nicht für möglich gehalten hättest.“

Ein Vater wiederum schildert die nette und entspannte Atmosphäre am Spielplatz, wenn er saß und den Kindern aufmerksam beim Spielen zuhörte, zwei Väter beschreiben ihre Tendenz zu abendlichen Spielplatzbesuchen, „wenn schon weniger los war“, der Vater kleiner Kinder wiederum antizipiert ihn erwartende Kontroll-Schwierigkeiten am Spielplatz.

Ein Vater resümiert, generelle Einschränkungen aufgrund mangelnder Mobilität betreffend: „Es ist mir schwer gefallen, dass man den Kindern nicht einfach so die Welt zeigen kann. [...] Aber das war weniger das Problem von den Kindern, sondern eher von mir, dass es mir schwer gefallen ist. Wo ich mir denke, was sie jetzt alles unternehmen, da haben sie sicher keinen Schaden davon getragen, aber für mich war es sehr schwierig.“

8.2 Kurzfassung der Ergebnisse

- Die Sehbehinderung beeinflusst den Kinderwunsch maßgeblich: Sämtliche Väter setzten sich intensiv mit einer möglichen Vererbung auseinander und suchten Genetiker auf, um sich über das Vererbungsrisiko zu informieren.

- Bei fünf Vätern war die Erstschwangerschaft ihrer Frauen geplant / erwünscht, sie geben an, dass der Kinderwunsch sowohl bei ihnen, als auch den Partnerinnen bestand. Sie haben insgesamt elf Kinder, zwei Väter wurden von der Schwangerschaft ihrer Partnerin überrascht.

Von diesen beiden Vätern hatte einer Zweifel, den Anforderungen der Kindesbetreuung gewachsen zu sein, dem zweiten wurde von der Partnerin während der Schwangerschaft mögliches Desinteresse am Kind vorgeworfen. (Beides erwies sich als haltlos und gegenteilig.)

- Als Begründung, warum sich die Väter für Kinder entschieden hätten, wird angegeben, dass „Kinder einfach zu einer Beziehung gehören“, dass „die richtige Partnerin gefunden wurde, mit der man sich Kinder vorstellen könne“, dass „die Blindheit nicht unbedingt ein zwangsweiser Beitrag zum Unglücklich-Sein und zum Verfehlen eines Lebens“ sei und dass man sich quasi lange genug ausgetobt habe, um schließlich Verantwortung übernehmen zu wollen.

- Erwartungen und Bedenken vor der Geburt: Wurden - abgesehen von einer möglichen Vererbung der Sehschwäche - von den Vätern kaum geäußert. Einerseits waren sie gerade in dieser Zeit extremen beruflichen Herausforderungen ausgesetzt und hatten dadurch wenig Zeit, sich groß Gedanken zu machen, andererseits sahen sie den Dingen sehr gelassen entgegen.

- Einstellung des Umfeldes zu Kinderwunsch: Von den Herkunftsfamilien wurden teilweise heftigste Bedenken gegen eine gelingende Elternschaft geäußert. Drei der vier Väter mit sehender Frau hatten mit Vorbehalten sowohl der eigenen, als auch der Familie ihrer Partnerin zu kämpfen. Bei den blinden Paaren brach die Familie eines Vaters den Kontakt zum Sohn und dessen Familie ab, bis das Kind etwa drei Monate alt war.

Teilweise wurde von Ärzten, Genetikern und Sozialarbeitern von der Geburt eines möglicherweise ebenfalls sehbehinderten Kindes abgeraten, die Pflege- und Erziehungskompetenz der Eltern in Frage gestellt, sowie die Heimunterbringung des Kindes angedroht.

- Dauer der Beziehung vor der Geburt des ersten Kindes: Bevor sich die Eltern zu einem Kind entschlossen, kannten sie einander zwischen einem und ca. zwölf Jahren.

- Fünf Väter waren bei den Geburten ihrer Kinder dabei, ein Vater durfte (vor dreißig Jahren) bei der Kaiserschnitt-Entbindung seiner Frau nicht in den Operationssaal, ein Vater kam zu den Geburten seiner beiden Kinder zu spät.

- Fünf Väter beteiligten sich von Beginn an aktiv an der Betreuung des Neugeborenen. Zwei Väter, die sich selbst dem traditionellen Rollenbild zuordneten, erachteten die Kinderpflege nicht als zwingend erforderlich, erklärten dies einerseits mit beruflichem Engagement, andererseits mit einvernehmlichem Übereinkommen mit der Ehefrau.

- Rollenbild: Zwei Väter entsprechen dem traditionellen Rollenbild, wobei einer retrospektiv bedauert, vieles im Zusammenhang mit seiner Familie verabsäumt und versäumt zu haben. Der zweite traditionelle Vater glaubt hingegen nicht, hätte er die Gelegenheit dazu, in derselben Situation etwas zu ändern. Fünf Väter sind dem „neuen Vater-Typus“ zuzuordnen.

- Einfluss der Herkunftsfamilie: Es zeigt sich deutlich, dass sowohl die Persönlichkeitsentwicklung (auch in Bezug auf den Umgang mit der Sehbehinderung) als auch das Rollenverständnis und der Erziehungsstil stark vom Elternhaus geprägt werden. Die Behinderung betreffend, zeigt sich, dass die

Stärkung des Selbstvertrauens eindeutig zur gelingenden Bewältigung des Handicaps und zur positiven Entwicklung des Selbstverständnisses beiträgt.

Das Rollenverständnis und den Erziehungsstil betreffend, werden Vorgaben der Herkunftsfamilie je nach Akzeptanz und Erfahrung entweder übernommen oder gegenteilig ausgelegt.

- Erziehungsstil: Ein Vater bezeichnet sich selbst als „zu autoritär“, einer als „Begleiter“, fünf Väter beschreiben sich als verständnisvoll, partnerschaftlich oder kameradschaftlich.

- Neue Väter: Fünf Väter können mit dem Begriff nichts anfangen, ob sie zu den „neuen Vätern“ zählen, wird von ihnen divergierend interpretiert und diskutiert.

- Partnerschaftszufriedenheit: Wird sehr unterschiedlich beschrieben. So stehen entweder das Aushandeln der Positionen oder die Neuorganisation der triadischen Beziehung im Vordergrund. Sechs Väter gaben an, dass die Kinder der Beziehung „gut taten“, bzw. sie nicht merklich veränderten, einer meinte, dass dadurch erst Probleme aufgetaucht wären. (Was sich aber nicht auf das Wunschkind bezieht, sondern auf Kind-bezogene Sorgen und die nicht immer kongruenten Erziehungsvorstellungen seiner Frau und ihm.)

- Unterstützung, Hilfe: Wird in unterschiedlichstem Ausmaße von den Herkunftsfamilien angeboten, bzw. in Anspruch genommen. Hilfe von außen wird in Form von Haushaltshilfen und gelegentlich durch Familienhelfer, bzw. Persönlicher Assistenz beansprucht.

- Beziehung zum Kind: Gestaltet sich bei den fünf „neuen Vätern“ sehr intensiv. Der fehlende Blickkontakt mit den Kindern wird von keinem der Väter a priori thematisiert, die Sehbehinderung stelle ihrer Einschätzung nach kein Hindernis für den Beziehungsaufbau dar. Väter sind sich ihrer Einschränkungen und Defizite bewusst und versuchen, ihr Manko zu kompensieren - durch innige Zuwendung, Vertrauen und Sensitivität im Umgang mit dem Kind und in der Organisation ihnen nicht möglicher Unternehmungen durch Sehende (Verwandte, Schulfreunde der Kinder, Persönliche Assistenz).

- Erziehungsziele: Diese reichen von Bildungsvermittlung und Vorbildwirkung über die Hoffnung, die Kinder zu glücklichen, zufriedenen Menschen geformt zu haben,

bis zu der Erkenntnis, es richtig gemacht zu haben, wenn die Kinder wieder gerne nach Hause kommen, wenn sie erwachsen sind.

- Vorteile für Kinder durch blinden Vater: Kinder würden mehr gefordert, aber nicht überfordert, hätten besseren Orientierungssinn und früh entwickeltes Sprachvermögen. Sie hätten mehr Freiraum und könnten sich demgemäß uneingeschränkter und freier entwickeln. Weiters seien sie aufmerksamer, umsichtiger und wiesen frühzeitig eine hohe soziale Kompetenz auf.

Die Väter führen aus, dass sie sich bewusst mehr Zeit für die Kinder nahmen, empathischer auf sie eingingen, ihr Unvermögen in manchen Belangen durch intensive Auseinandersetzung und Beschäftigung mit dem Kind zu kompensieren versuchten. Weiters bemühten sie sich, die Kinder nicht durch ihre Behinderung einzuschränken, sondern öffneten ihnen sehr bedacht Möglichkeiten, ihren Horizont zu erweitern, in die Welt hinauszugehen.

9 REFLEXION

Mein Anliegen in der Auseinandersetzung mit der Thematik „Vaterschaft blinder und sehbehinderter Väter“ bestand darin, Einblicke in Erleben, Wahrnehmung und Gefühlswelten betroffener Väter aufzuzeigen.

Nahm sich die Forschung dankenswerterweise bereits der Elternschaft sehender Väter an, so bedeutete die Erfassung der Lebenswelt blinder Väter, gleichsam Neuland zu betreten. Auch die in der Erhebung verwendete Methode qualitativer Interviews trägt dazu bei, neue Aspekte und Perspektiven zu eröffnen.

Die Interviewsituation bot die Möglichkeit, individuelle Wahrnehmungen, Gedanken und Emotionen der Befragten aufzuspüren, zu hinterfragen und einzufangen. Durch den direkten Kontakt mit den Studienteilnehmern konnten Stimmungsmodulationen, die sich während der Gesprächssituation entwickelten, registriert, darauf eingegangen, erörtert und dementsprechend eingeordnet werden. In die Interpretation der Ausführungen fließen weiters auch von den Interviewten geäußerte Zweifel, Bedenken und Reflexionen ihrer Aussagen ein,

sowie Korrekturen ihrer im Gesprächsverlauf getätigten Einschätzungen. Dieser multiperspektivischen Betrachtungsweise kann man nur im Gespräch, in direkter Interaktion mit dem Einzelnen, dessen Beobachtung und sensibler Wahrnehmung seiner Person, entsprechen.

Generell betrachtet, bestachen die befragten Väter durch ihre Offenheit und ihre Bereitschaft, Einblick in ihr Innerstes zu gewähren und ihr Vertrauen, das sie mir während der Gespräche entgegenbrachten. Ihnen allen war es ein Anliegen, einen Beitrag zur Erforschung der Vaterschaft blinder und sehbehinderter Väter zu leisten. Sie „wüssten ja schließlich am besten, wie das so aussieht und geht“ und fänden „es spannend, dass sich wer dafür interessiert.“

Die als Nachteil von Fragebogentestungen erachtete Tendenz der Studienteilnehmer zu sozial erwünschtem Antwortverhalten war aufgrund der vorliegenden Thematik gelegentlich auch in der Interviewsituation, wenngleich differenzierter, zu beobachten. So musste ich zur Kenntnis nehmen, dass manche Themenbereiche, die den Befragten zu intime, heikle oder auch tabuisierte Auskünfte abverlangten, nur unzureichend erhoben werden konnten. Da ich einige Studienteilnehmer bereits aus früheren Begegnungen kannte, schrieb ich ihre Befangenheit diesem Umstand zu, wurde aber eines Besseren belehrt, als ich auch beim Antwortverhalten mir fremder Väter Unbehagen entdeckte. Es handelte sich dabei durchwegs um Fragen, die entweder die Divergenz von Einstellung und Verhalten aufzeigten, im Kontrast zu gesellschaftspolitischen Strömungen standen oder aber den Befragten zu intime Details abverlangt hätten. Betont werden muss in diesem Zusammenhang allerdings, dass diese Situationen nur vereinzelt und kurzfristig auftraten und weder den Interviewverlauf, noch das Gesprächsklima beeinträchtigten.

Bereits vor Beginn meiner Erhebungen war es mir ein besonderes Anliegen, den Fokus meines Interesses auf die Vaterschaft und nicht auf die Behinderung der Interviewteilnehmer zu richten. Ich erachtete es als Selbstverständnis meines Forschungsauftrages und wurde bereits beim ersten Telefonkontakt von einem Gesprächspartner dahingehend bestätigt, als er meinte, „dass bei Behinderten primär das Defizit, nämlich die Blindheit, und nicht der Mensch mit all seinen

Fähigkeiten und Fertigkeiten, wahrgenommen werde. Außerdem solle es in der Studie ja um Vaterschaft - und nicht um Behinderung gehen.“

Welch permanenten Einfluss jedoch das fehlende Sensorium auf die Lebensplanung und den individuellen Lebensentwurf jedes einzelnen Vaters ausübt, zeigte sich erst im Verlauf der Gespräche.

In der Interviewsituation gaben sich sämtliche Befragte ausnehmend positiv, zufrieden und meinten generell, mit ihrer Situation - als blinder Mensch - nicht, oder zumindest nur sehr selten - zu hadern. Die einen, weil sie „es ja nicht anders kennen“, die anderen, „weil sie sich daran gewöhnt hätten“. Sie schilderten, wie wichtig es sei, die Behinderung in der Öffentlichkeit zu thematisieren und der Scheu der Menschen „mit Humor zu begegnen.“ Das würde helfen, die Distanz und Hemmung ihnen gegenüber zu überwinden und zu veranschaulichen, „dass bei uns eh alles ziemlich normal abläuft.“

Durch vorangegangene Gespräche mit blinden Menschen wusste ich um die Problematik des Sehverlusts, dessen Erleben und Annehmen-Müssen mit Phasen tiefster Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit einher ging. Es zeigte sich im weiteren Gesprächsverlauf, dass dieses „Sich-Abfinden“ mit der Tatsache, das Augenlicht unwiederbringlich zu verlieren, verbunden mit dem Wissen um die Konsequenz, „was alles bald nicht mehr möglich sein werde“, manchem Gesprächspartner doch mehr zusetzte, als er anfänglich eingestehen wollte. Drei Väter berichteten von großen psychischen Krisen während dieser Zeit des progredienten Sehverlustes, die auch ihren Entschluss, Kinder in die Welt zu setzten, und das „Wagnis Vaterschaft“ einzugehen, beeinflussten. Sowohl durch das Erleben dieser Krisen, als auch durch das Wissen, „die Bürde“ einer Sehschwäche zu vererben, „denn jeder will ja eigentlich, dass alles passt, niemand will ja wirklich blind sein“, fiel die Entscheidung *für* ein Kind nach reiflicher Überlegung absolut bewusst.

Dass der Wunsch nach gemeinsamen Kindern „nach den Gesetzen des Herzens und nicht des Verstandes funktioniert“, belegt auch die Tatsache, dass alle Väter, bei denen ein Vererbungsrisiko bestand, einen Genetiker aufsuchten und sich trotz ausgewiesener Wahrscheinlichkeit einer Vererbung (der Prozentsatz variierte), *für* ein Kind entschieden. Erwähnenswert erscheint auch, dass sich die

sehenden Mütter explizit für ein möglicherweise behindertes Kind entschieden, was von den Vätern als „sehr tapfer und mutig“ beschrieben wurde. Interessant mutet auch die Erklärung eines Vaters an, der meinte, dass er mehr Probleme mit einem sehbehinderten Kind gehabt hätte als seine sehende Frau, denn die hätte sich ja wissentlich dafür entschieden und die Entscheidung in der Hand gehabt - ihm wäre diese Möglichkeit genommen. Er hätte akzeptieren müssen, ein sehbehindertes Kind gezeugt zu haben.

Wirklich angstbesetzt war die Vorstellung, ein sehbehindertes Kind zu bekommen, generell nicht, man wollte interessehalber im Vorfeld wissen, wie groß die Wahrscheinlichkeit wäre, um sich darauf einstellen zu können. Die Väter waren auch überzeugt, das Kind in blindenspezifischen Angelegenheit bestens unterstützen zu können, räumten allerdings ein, dass die intensive Förderung eines sehbehinderten Kindes durch ebenfalls blinde Eltern „sicher nicht einfach gewesen wäre.“

Bedenken, sich aufgrund der fehlenden visuellen Wahrnehmung möglicherweise nicht adäquat um den Säugling kümmern zu können, wurden von den betroffenen Vätern - bis auf eine Ausnahme - nicht artikuliert, obwohl aus den Gesprächen eindeutig hervorging, dass sie sehr wohl viele solcher - eventuell auf sie zukommende - Situationen antizipiert hatten. Aufgrund ihrer alltagspraktischen Fertigkeiten und ihres Selbstverständnisses im Umgang mit ihrer Einschränkung sahen sie kein Problem, den Aufgaben der Kinderbetreuung gewachsen zu sein und ließen die Situation „einfach einmal auf sie zukommen“. Während also die zukünftigen Eltern dem Familienzuwachs sehr entspannt und zuversichtlich entgegenblickten, schlug ihnen teilweise von allen möglichen Seiten Skepsis und Unverständnis entgegen.

Obwohl sich die betreffenden Väter sehr bewusst für ein Kind entschieden hatten, wurden *teilweise* sowohl von ihrer Herkunftsfamilie, von Genetikern, Ärzten und Sozialarbeitern unverhohlen und sehr direkt Zweifel an ihrer Fähigkeit, ein Kind versorgen und betreuen zu können, geäußert. Erst durch diesen Druck von außen waren einige Väter im Übergang zur Vaterschaft massiven emotionalen Belastungen ausgesetzt.

Hier scheint ein großer Nachholbedarf an entsprechender Aufklärung, Information und Schulung der jeweiligen Berufsgruppen vorzuliegen. Es klingt - und ist - extrem unprofessionell, unsensibel und empörend, wenn etwa Fachärzte bei der Feststellung der Schwangerschaft fragen, „ob das wirklich notwendig war“, oder der Genetiker nach Bekanntgabe der (zur Freude der blinden Eltern überraschend geringen) Vererbungswahrscheinlichkeit, sein Erstaunen zum Ausdruck bringt, ob sie sich tatsächlich das Risiko eines möglicherweise ebenfalls sehbehinderten Kindes „antun wollen“. Ebenso befremdlich erscheinen die Äußerungen eines Sozialarbeiters, der dem blinden Elternpaar riet, die Großeltern mit der Pflege des Kindes zu betrauen, sonst würde er sich veranlasst sehen, das Kind in einem Heim unterbringen zu lassen. Auch andere Väter äußerten ihre Skepsis gegenüber Behörden und ihre Ängste, womöglich den amtlichen Vorstellungen der Fürsorgepflicht nicht zu entsprechen und sogar um den Verbleib des Kindes in der Familie kämpfen zu müssen. Dass diese Sorgen auch heute noch berechtigt sind, und nicht, wie bei den Eltern bereits erwachsener Kinder bereits an die dreißig Jahre zurückliegen, belegt die aktuellen Androhung eines Arztes, das Kind blinder Eltern „in ein Heim stecken“ zu lassen, da die Eltern offensichtlich nicht in der Lage seien, das Kind zu erziehen. (Das Kind hatte während stundenlangen Wartens im Wartezimmer der Ordination „zu laut“ gespielt.)

Gerade diese Beispiele demonstrieren eindrucksvoll die Situation behinderter Menschen. Lediglich aufgrund ihrer Blindheit werden ihnen Kompetenz und Verantwortungsbewusstsein aberkannt. Der gesellschaftliche Druck, Normen zu entsprechen, den auch Behrendt (1998, S. 10) in seiner Arbeit thematisiert, wird hier offensichtlich. Immer noch scheint die Androhung einer Heimunterbringung - zum angeblichen Wohl des Kindes - vor der Möglichkeit individueller Unterstützungsangebote gereiht zu sein. In den Gesprächen zeigte sich, dass von öffentlicher Seite generell sehr wenig Unterstützung für blinde Eltern bereitgestellt wird und sie für die Finanzierung der Persönlichen Assistenz zumeist selbst aufkommen müssen. Bemerkenswert erscheint auch, dass laut Auskunft der Eltern keinerlei begleitende Unterstützung für das heranwachsende Kind angeboten werde, und dass Assistenz am Arbeitsplatz eher bewilligt werde als Familienassistenz. Es sollte jedoch eine legitime Forderung an die Gesellschaft

und unsere Kultur darstellen, zum Gelingen von Elternschaft beizutragen, indem entsprechende Rahmenbedingungen geschaffen werden.

Die an die Väter herangetragene Frage, wie und worin sie denn ihre Rolle als Vater sahen, bzw. sehen, wurde von den Vätern bezugnehmend auf ihre Prägung durch die Herkunftsfamilie erklärt. Erfahrungsabhängig, wurden die Rollenbilder entweder tradiert und unverändert übernommen oder aber kontrovers angelegt. Den väterlichen Angaben nach, scheinen sie ihr Rollenverständnis auch nach der Geburt des ersten Kindes beibehalten zu haben. Während also die einen Väter dem traditionellen Rollenbild - im Einvernehmen mit den Partnerinnen - entsprachen und die instrumentelle Funktion des Ernährers übernahmen, wobei die Kinderbetreuung und -versorgung einen untergeordneten Stellenwert einnahm, entschied sich die Mehrzahl der Väter a priori für eine gleichwertige Rollen- und Aufgabenteilung in Bezug auf Pflege und Betreuungstätigkeit, unabhängig davon, ob sie alleine für das Haushaltseinkommen verantwortlich waren, oder die Frau nach der Karenzzeit wieder einer Erwerbsarbeit nachging. Jene beiden Väter, die von ihrer Vaterschaft überrascht wurden, leben und lebten eine partnerschaftliche Aufteilung der Verpflichtungen, wobei ein Vater in einem traditionellen Elternhaus aufwuchs, der andere in einem „eher moderneren“.

Der tatsächliche Anteil der im Haushalt geleisteten Arbeit oder auch Kinderbetreuungszeit konnte im Interview nicht erhoben werden. Bei den beiden traditionell orientierten Vätern scheint eine egalitäre Aufteilung der Hausarbeit a priori ausschließbar, ein weiterer Vater, der in seinen Ansichten zwischen radikal traditionell und ebenso progressiv variiert, delegiert seinen Anteil der Hausarbeit an eine Haushaltshilfe, zwei Väter beschreiben eine Aufgabenteilung, die eher in Richtung väterlicher Überlastung weist. Nach Auskunft der übrigen Väter schien die Aufgabenteilung jedoch sehr harmonisch und zur Zufriedenheit aller geregelt gewesen zu sein. Auch wenn „wahrscheinlich immer ein bisschen mehr gehen würde“, wie ein Vater selbstkritisch meinte.

Die Vermutung, dass sich das Rollenbild jener Elternpaare mit sehender Mutter von der Rollenverteilung blinder Elternpaare pauschal unterscheiden würde, wurde in dieser Stichprobe nicht bestätigt. Die Annahme, dass blinde Väter sich in gewissen Belangen der Kinderbetreuung „der Einfachheit halber“ zurücknehmen

würden, wenn die Frau sehend ist, trifft - bis auf eine Ausnahme - in der Gruppe der Väter mit egalitärem Arbeitsteilungs- und Zuständigkeitsempfinden nicht - hingegen auf beide Väter, die ihre Vaterrolle traditionell auslebten, sehr wohl zu. Es geht aus den Interviews hervor, dass sich die Ehemänner sehender Frauen gewissen Verpflichtungen nicht aufgrund ihrer defizitären visuellen Wahrnehmung zu entziehen versuchten, ebenso geht hervor, dass vice versa die Ehefrauen ihren Männern die Möglichkeiten zur Verantwortungsübernahme auch nicht absprachen, was die Basis einer gelingenden Beziehung darzustellen scheint.

Die Partnerschaftszufriedenheit in der sensiblen Phase des Übergangs zur Elternschaft wurde durchwegs positiv erinnert. Diejenigen Paare, die erst unmittelbar vor der Geburt des Kindes zusammenzogen, sprechen von Neuorientierung und Neuorganisation ihres Selbstverständnisses und der neuen Beziehungsarbeit „zu dritt“, bereits aneinander gewöhnte Paare beschreiben eine sehr harmonische Zeit. Zu bedenken bleibt jedoch, dass teilweise bereits Jahrzehnte seit dieser Transitionsphase vergangen sind und retrospektiv manches anders eingeschätzt und taxiert, bzw. nur mehr verschleiert Erinnerung sein könnte.

Belastungen in der Partnerschaft wären erst später durch schulische und andere Probleme der Kinder aufgetreten, dem persönlichen Versagen in der Beziehungsarbeit oder dem „Empty nest syndrome“, als die Kinder von zu Hause auszogen, zuzuschreiben. Zwei Väter beschreiben passagere depressive Phasen und echtes Burnout, als sie sich durch die Belastung Familie - Kind - Beruf zu sehr unter Druck setzten.

Anzumerken ist, dass die Frage nach der Partnerbeziehung von den Vätern generell sehr oberflächlich beantwortet wurde. Keiner der interviewten Väter ging während des Gesprächs auf Beziehungsdetails ein. Hier zeigt sich - neben unzähligen Vorteilen - ebenso ein Nachteil der Interviewsituation und des persönlichen Kontaktes. Die Väter waren durchaus bereit, Privates über ihre Kinder, ihre Familien, ihre eigene Persönlichkeit - mit der Bitte um Diskretion - bekannt zu geben. Themen wie Zärtlichkeit, Sexualität - und deren Veränderung durch die Geburt des Kindes, bzw. im Verlauf der Elternschaft - wurden generell nicht spontan angesprochen. (Bei Fragebogenuntersuchungen mit

standardisierten Antwortvorgaben, die anonym durchgeführt werden, muss hingegen mit tendenziell sozial erwünschtem Antwortverhalten gerechnet werden.)

Das eindeutige Haupt- und Lieblingsthema der Väter waren deren Kinder. Sehr differenziert beschrieben sie den Beziehungsaufbau zu ihren Kindern. Die für Sehende interessante Frage nach dem Fehlen des Blickkontaktes und alternativer Möglichkeiten des Bindungsaufbaus wurde von keinem der Väter von sich aus erwähnt. Die Väter beschrieben, dass sie ihre Kinder anfänglich am Körper trugen (zuerst im Tragetuch, dann am Rücken, bis sie so alt waren, dass sie an der Hand gehen konnten), dadurch sehr viel Körperkontakt zu ihnen hatten und sensibel darauf achteten, was das Baby gerade wollte. Die restlichen Sensorien seien ja nicht kompensatorisch besser entwickelt, man konzentriere sich lediglich mehr auf andere Wahrnehmungskanäle. Außerdem hätte der Blickkontakt in ihrem Leben nie eine bedeutende Rolle gespielt, was sie durchaus bedauerten, da für sehende Menschen schon Zehntelsekunden ausreichen würden, um sich ein Bild zu machen, sie müssten immer warten, „bis irgendwelche anderen Reaktionen“ kämen. Sie hätten aber im Laufe der Zeit ein sehr gutes Gespür bekommen, was die Kinder gerade brauchten, „wenn sie dann einmal sprechen können, wird so und so alles leichter.“

Die Frage, ob sie sich aufgrund des fehlenden Blickkontaktes im Beziehungsaufbau zum Kind gegenüber der sehenden Mutter benachteiligt gefühlt hätten, verneinen die befragten Väter. Ein Gesprächspartner zeigte sich von der Frage beinahe irritiert und meinte „wenn, dann ist es mir nicht aufgefallen.“

Anzumerken wäre zum Thema „Bindungsaufbau blinder und sehbehinderter Eltern zu ihren sehenden Kindern“, dass in der bindungstheoretischen Forschung sehr wohl Studien mit blinden Müttern vorliegen, jene mit Vätern als „Desiderate“ zu bezeichnen, aber nicht vorhanden sind.

Als Grundfeste der Beziehung zu ihren Kindern bezeichneten die Väter unisono das Vertrauen, das sie bereits zu ihren noch kleinen Kindern hatten - und noch immer haben. In den Gesprächen wurde offensichtlich, dass ein sehr enges und inniges Verhältnis die Grundlage ihrer Elternschaft darstellte und den Umgang mit den Kindern bestimmte. „Das war lebenswichtig“, konkretisiert ein Vater. So wären eben von klein auf bestimmte Regeln für die Kinder selbstverständlich und

unumstößlich gewesen. Im Straßenverkehr mussten sich die Väter darauf verlassen können, dass sich das Kind nicht etwa von der Hand losreißt und davonläuft, oder das Kind durfte vorlaufen und musste wie vereinbart bei der nächsten Quergasse stehen bleiben. Später dann mussten die Väter darauf vertrauen, von den Kindern nicht hintergangen zu werden, wenn es um banale Alltagsangelegenheiten ging, die sich der Kontrolle der Väter entzogen. Sehr liebevoll erinnern die Väter kleine Beispiele der Vertrauensbasis, wenn es etwa um die Sorgfalt beim Schreiben lernen ging und das Kind auf die Frage, wohl schön geschrieben zu haben, entwaffnend ehrlich „geht so...nicht ganz so schön, eigentlich - aber ich hab mich bemüht!“, antwortete. Die Väter geben an, dass die Kinder nicht versucht hätten, den Faktor Blindheit auszunützen - zur gelegentlichen Verwunderung derer Freunde, die beispielsweise meinten, dass die blinden Eltern ohnehin nicht bemerken würden, wenn sie nicht Zähne putzen und die Kinder „das glaubst nur du, die merken alles“, geantwortet hätten.

Auf die „Vorteile“ blinder Väter angesprochen, äußerten sich die Väter sehr differenziert.

Die Väter waren sich einig, den Orientierungssinn ihrer Kinder sehr früh geschärft zu haben, sowie zu ihrer frühzeitigen Sprachentwicklung und Verbalisierungskompetenz beigetragen zu haben. Ersteres, weil sich die Väter - gemäß der bereits thematisierten Vertrauensbasis - auf die Aussagen ihrer Kinder verlassen mussten, wenn diese etwa erklärten, den Weg vom Park nach Hause bereits zu kennen, zweiteres, weil Aussagen wie „schau einmal“, oder „was ist das?“ für blinde Menschen ineffizient sind und die Kinder dadurch sehr früh lernen mussten, dem Vater Dinge sehr konkret zu beschreiben. Den oftmals - von Fremden - an die Väter herangetragenen Vorwurf, die Kinder zu „benutzen“ oder zu überfordern, wiesen die Befragten entschieden zurück. Kindern etwas zuzutrauen, sei nicht automatisch mit Überforderung verbunden. Bereits im Vorschulalter Buchstaben zu erkennen und durch deren Zusammensetzung Sinngebendes zu entwickeln, oder den Weg im Park mithilfe untereinander ausgemachter Erkennungsmerkmale zu finden, wäre für die Kinder eine spannende Herausforderung gewesen, hätte ihnen eine riesige Freude bereitet und Erfolgserlebnisse beschert. Ganz im Gegenteil hätten die Kinder diese

Vertrauensbeweise als „positive Sanktion“ empfunden und mit Feuereifer und „sehr g’schaftig“ überall mitgeholfen. Auch wären die Kinder ja niemals dazu benutzt worden, aus väterlichem Egoismus heraus, etwas für die Väter zu tun, sie hätten im Interesse der Kinder vieles eben gemeinsam gemacht. So meinte ein Vater, dass er nicht das Gefühl hatte, vom Kind geführt zu werden, vielmehr gingen er und sein Kind *gemeinsam*, mit dem Unterschied, dass das Kind den Weg sah, und der Vater eben nicht.

In Anbetracht ihrer Defizite, gaben die Väter an, sehr bewusst versucht zu haben, diese zu kompensieren. Sie beschrieben es als Bedürfnis, den Kindern als Ansprechpartner zur Verfügung zu stehen, ihnen weitgehende „Normalität“ zu bieten, ihre Probleme ernst zu nehmen und „einfach da zu sein, wenn sie wen brauchen“.

Die Väter reflektierten, dass sie in der „Ausübung“ ihrer Vaterschaft generell nicht vom Faktor Blindheit bestimmt waren. Ein Vater bringt den Vergleich, dass man ja auch bei chronischen Krankheiten nicht ständig auf die Schmerzen fokussiert wäre, ebenso wäre es bei der Sehbehinderung. Da denke man auch nicht ständig daran, sondern konzentriere sich auf Wesentlicheres - eben auf die Kinder. Sehr anschaulich und plastisch schilderten die Väter Situationen, die sich der Vorstellungskraft sehender Menschen entziehen, wenn sie etwa Reisen mit öffentlichen Verkehrsmitteln, Besuche in Freibädern oder Hüttenübernachtungen mit kleinen Kindern beschreiben. Es wird offensichtlich, dass diese Eltern teilweise Unglaubliches auf sich nahmen - und nehmen, um den Kindern ein „völlig normales“ Aufwachsen, orientiert an den Normen der sehenden Umwelt, zu ermöglichen. Alleine der Aufwand, Bilderbücher mit Klebebändern in Brailleschrift zu versehen, oder Spielplatzbesuche mit Kleinkindern, rufen blankes Staunen hervor.

Dass nicht immer alles so positiv und für alle Beteiligten zufriedenstellend verlief, wurde von den Vätern ebenso nicht verhohlen. Mit fortschreitender Konzentrierung auf diverse Aspekte im Erleben ihrer Vaterschaft kamen die Väter auf Situationen zu sprechen, wo sie an die Grenzen ihrer Möglichkeiten stießen und nahezu ohnmächtig erkennen mussten, den an sie herangetragenen Ansprüchen ihrer Kinder nicht gerecht werden zu können. Auch sie, die dem Leben so positiv

begegnen, beschreiben Phasen in der Interaktion mit ihren Kindern, die sie mit ihrem Schicksal extrem hadern ließen. Etwa, weil sie die Zeichnungen ihrer Kindergartenkinder nicht bewundern konnten, zur gelegentlichen Verzweiflung der Kinder nicht erraten konnten, was diese ihnen während der Zugfahrt beschrieben, oder, für Väter von Söhnen besonders enttäuschend, nicht Fußball spielen konnten...

Resümierend meint ein Vater, dass das Erkennen und Annehmen-Müssen der Einschränkungen aufgrund der mangelnden visuellen Wahrnehmung seiner Einschätzung nach hauptsächlich für ihn, weniger für die Kinder ein Problem darstellte. Die Kinder hätten akzeptiert, dass er nichts sieht. Sie hätten gelegentlich getestet, „ob da wirklich nichts geht“, er glaubt aber, dass es ihnen „eigentlich eh egal war.“

Ein oftmals erwähntes Problem stellt die erschwerte Mobilität blinder und sehbehinderter Menschen dar. „Sich einfach ins Auto zu setzen und irgendwo mit den Kindern hin zu fahren - das gab's halt einfach nicht.“, beschreibt ein Vater die generelle Situation. Es zeigt sich, dass die Väter sehr bemüht waren, dieses Manko auszugleichen und deshalb bestrebt waren, den Kindern Unternehmungen, Ausflüge und Urlaube, sowie sportliche Aktivitäten außer Haus mit sehenden Familienmitgliedern oder Freuden zu ermöglichen.

Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass trotz des wiederholt geäußerten Bedauerns der Väter, den Kindern „nicht so die Welt zeigen“ zu können, Kinder aus drei Familien längere Zeit im Ausland verbrachten. Ein Vater merkte dazu an, dass er immer gehofft hatte, dass die Kinder „raus aus den eigenen vier Wänden“ kämen, um die Welt zu entdecken, und ihn sehr freue, dass sie sich in diese Richtung entwickelt hätten.

Ich möchte mich an dieser Stelle nochmals sehr herzlich bei allen Vätern, die sich für ein Interview zur Verfügung stellten, bedanken. Für ihre Geduld, ihr Entgegenkommen und ihr Bemühen, Einblicke in ihre Welt als Vater, die so anders - und doch wieder so gleich ist, zu gewähren.

10 RESÜMEE UND AUSBLICK

Das Ziel dieser Arbeit bestand darin, das Erleben der Vaterschaft blinder und sehbehinderter Menschen im Rahmen persönlicher Gespräche zu erfassen.

Rückblickend bleibt das Gefühl, ein Feld betreten zu haben, dessen Dimension nicht annähernd zu erahnen war. Es finden sich so gut wie keine empirischen Vaterschaftsstudien, die die Auswirkungen eines fehlenden Sensoriums berücksichtigen und Partnerschaft, Vater-Kind-Beziehungen oder das gesamte Familiengefüge unter diesem Aspekt beleuchten. Was sich jedoch zeigt, ist eine Fülle unbeantworteter Forschungsfragen, die ihrer Bearbeitung harrt.

Liegt der Vorteil der Interviewtechnik in der Erfassung individueller Lebensentwürfe, Gedanken und Einstellungen - was unweigerlich einem besseren Verstehen der Situation dient - so gehen jedoch auch Daten verloren, die mit standardisierten Verfahren erfassbar - und damit vergleichbar - wären. Demzufolge erscheint eine Methodenkombination von qualitativen und quantitativen Verfahren für weiterführende und vertiefende Forschung vorteilhaft.

Die im Raum stehenden Fragen, warum es unter erschwerten Bedingungen gelingt, eine erfüllende Vaterschaft zu leben, welchen Einfluss eine Deprivation auf die emotionale Entwicklung ausübt und welche Persönlichkeitseigenschaften Menschen mit Behinderung aufweisen, sollen lediglich eine Vorstellung der zahlreichen - im wissenschaftlichen Interesse liegenden - Thematiken vermitteln.

Trägt der explorative Charakter der vorliegenden Studie dazu bei, Einblicke in die Lebenssituation blinder und sehbehinderter Väter zu gewähren, so mögen Folgestudien dem Ursprung empathischen Verhaltens, sensitiven Umgangs, aber auch Handlungsorientierungen und Relevanzsetzungen nachgehen, um im Sinne gesundheitspsychologischer Prävention optimale Bedingungen für *alle* werdenden Väter und ihre Familien zu schaffen. Gleichzeitig knüpft sich daran die Hoffnung, in diesem Rahmen die Evidenz sozialpolitischer Maßnahmen aufzuzeigen und zu initiieren, die im Speziellen die Elternschaft und Familienentwicklung behinderter Menschen und deren Kinder zu erleichtern und unterstützen vermögen.

Nachwort

Am Ende meiner Ausführungen angelangt, komme ich nicht umhin, die Chance zu nutzen, ein sehr persönliches Resümee meiner Auseinandersetzung mit der Thematik „blinde Väter“ zu verfassen.

Auch wenn die betroffenen Väter bemüht waren, ihre Behinderung nicht im Sinne einer Defizitorientierung zu überhöhen, darf nicht darüber hinweggesehen werden, wie schwierig sich alltägliche Situationen gestalten und wie viel Aufwand es bedarf, den Ansprüchen einer visuell orientierten Welt und sehender Kinder zu entsprechen, ohne sie die Bürde väterlicher Einschränkung erfahren und mittragen zu lassen. Sich nicht auf das visuelle Sensorium verlassen zu können, impliziert, Menschen ganzheitlich wahrzunehmen. Auf ihre Kinder bezogen, bedeutet dies für die Väter, sehr bewusst und aufmerksam deren Bedürfnisse, Reaktionen und Äußerungen zu registrieren und darauf zu reagieren. Es bedeutet, sich Zeit zu nehmen, zu erklären, was man nicht zeigen kann, zu hören, was man nicht sieht, zu fühlen, was - und wie - der andere empfindet. Die Schlussfolgerung, dieses Verständnis von Vaterschaft einem defizitären Sensorium zuzuschreiben, irritiert.

Ein Vater antwortete im Interview auf die Frage, was denn seiner Einschätzung nach bei blinden Vätern „anders als bei sehenden sei“, dass durchaus auch „[...] sehende Väter ihre Rolle oder ihr Tun auch so anlegen [können], dass sie ungefähr dieselbe Wirkung haben wie ein blinder Vater. Zum Beispiel, wenn der sehende Vater das Kind dazu bringt, eben sensibel zu sein, dann hat er ungefähr dasselbe erreicht wie ein blinder Vater. Der blinde Vater hat es eher fast unbewusst oder aus der Not heraus erreicht. [...]“

Goethe meinte, man könne auch aus Steinen, die im Weg liegen, Schönes bauen. Tatsächlich bauen diese Väter Schönes. Sie tun es dem mangelnden Vorstellungsvermögen Sehender und allen bürokratischen Hürden zum Trotz. Aus ihrem unerschütterlichen Willen, das selbstverständliche Recht auf Kinder zu beanspruchen, sie zu lieben, zu behüten und zu beschützen, erwachsen Welten, die vielen, die aller Sinne habhaft sind, ihr Leben lang vorenthalten bleiben.

Liebe, Zuwendung und Sensitivität sind nicht an die Ausprägung eines Sensoriums gebunden. Aber sie bilden die Voraussetzung der Vaterschaft.

LITERATURVERZEICHNIS

- Abu El-Gyab-Wiesmayr, G. (1994). *Lebensbedingungen blinder alleinerziehender Mütter in Deutschland*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Hamburg.
- Auer, M. (2006). Verantwortung in Männerhand - Rollen von Vätern in der Vereinbarkeit. In H. Werneck, M. Beham & D. Palz (Hrsg.), *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf* (S. 28-36). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Baader, M. S. (2006). Vaterschaft im Spannungsverhältnis zwischen alter Ernährerrolle, neuen Erwartungen und Männlichkeitsstereotype. In M. Bereswill, K. Scheiwe & A. Wolde (Hrsg.), *Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtstheoretischer Sicht* (S. 117-136). Weinheim: Juventa.
- Baumann Kacvinska, M. (2011). *Unterschiede in der Vater-Kind-Beziehung aus der Sicht der Väter aus intakten und getrennten Familien*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Baumgartner, C. [Übers.]. (2004). *First European Fathers' Conference*. Vienna: Federal Ministry for Social Affairs, Generations and Consumer Protection, Dep. for Men's Affairs (Div. V, Dep. 6).
- Beck, K. (2002). *Vaterwerden ein Abenteuer. Über die Hintergründe der Entwicklung einer Vateridentität*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Behrendt, M. (1998). *Die Situation von körperbehinderten Eltern. Eine empirische Untersuchung auf der Basis von Gesprächen*. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Hamburg.
- Behrisch, B. (2005). *Vaterschaft, Erziehung und Alltagserleben von Vätern mit Behinderung. Eine empirische Studie zur Lebenssituation behinderter Väter auf der Grundlage von Interviews*. Unveröffentlichte Diplomarbeit,

Universität Berlin. Zugriff am 12.12.2012 unter
<http://bidok.uibk.ac.at/library/behrisch-vaterschaft-dipl.html>

Bereswill, M., Scheiwe, K. & Wolde, A. (Hrsg.). (2006). *Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtstheoretischer Sicht*. Weinheim: Juventa.

Borchert, J. (Hrsg.). (2000). *Handbuch der Sonderpädagogischen Psychologie*. Göttingen: Hogrefe.

Borchert, J. (Hrsg.). (2007). *Einführung in die Sonderpädagogik*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Bortz, J. & Döring, N. (2002). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. (3. überarbeitete Aufl.). Berlin: Springer.

Brown, D. (1981). All in the family. *Disabled USA*, 4(3), 30-35.

Bruner, C. F. (2000). *Die Herstellung von Behinderung und Geschlecht. Sozialisations- und Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen mit (Körper) Behinderungen*. Zugriff am 18.11.2012 unter
<http://bidok.uibk.ac.at/library/gl2-00-geschlecht.html>. Stand: 18.10.2005,
Link aktualisiert durch bidok

Buck, F. M. & Hohmann, G. (1979). Parenthood in spinal cord Injured fathers: An investigation of their adult children. *Paraplegia News*, 8, 30-32.

Buck, F. M. & Hohmann, G. (1981). Personal behavior, values and family relations of children of fathers with spinal cord injury. *Archives of Physical Medicine*, 62, 428-432.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.
Behindertenbericht (2009). *Bericht der Bundesregierung über die Lage von Menschen mit Behinderungen in Österreich 2008*. Wien. Zugriff am
10.12.2012 unter

http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/7/4/9/CH2092/CMS1359980335644/behindertenbericht_09-03-17.pdf

Cloerkes, G. (1997). *Soziologie der Behinderten. Eine Einführung*. Heidelberg: Winter, Programm Ed. Schindele.

Combe, A. & Helsper, W. (Hrsg.). (1991). *Hermeneutische Jugendforschung. Theoretische Konzepte und methodologische Ansätze*. Opladen: Westdt. Verlag.

Connell, R. W. (R.). (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Cyprian, G. (2007). Väterforschung im deutschsprachigen Raum – ein Überblick über Methoden, Ergebnisse und offene Fragen. In T. Mühling & H. Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung* (S. 23-48). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

Degenhardt, S. (2007). Blindheit und Sehbehinderung. In J. Borchert (Hrsg.): *Einführung in die Sonderpädagogik* (S. 39-76). München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information. *ICD-10; Version 2013*. Zugriff am 4.3.2013 unter <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10gm/kodesuche/onlinefassungen/htmlgm2013/block-h53-h54.htm>

Dullnig, D. (2006). *Papa schafft's! Perspektiven einer geschlechtergerechten Vaterschaft*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.

Erikson, E. H. (1994). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Finding, M. (1999). *Zur Lebenssituation sehbehinderter Eltern unter besonderer Berücksichtigung gesellschaftlicher Bedingungen*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Innsbruck. Zugriff am 10.10.2012 unter <http://bidok.uibk.ac.at/library/finding-sehbehindert.html>

- Flick, U. (Hrsg.). (2008). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (6. durchgesehene und aktualisierte Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, U., Kardorff, E. von, Keupp, H., Rosenstiel, L. von & Wolff, S. (Hrsg.). (1995). *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Fthenakis, W. E. (1988). *Väter. Zur Psychologie der Vater - Kind - Beziehung*. Band 1. München: Urban und Schwarzenberg.
- Fthenakis, W. E. (1998). Geleitwort. In H. Werneck, *Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den „Neuen Vätern“* (S. XI). Wien: Springer.
- Fthenakis, W. E. (1999). *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie*. Opladen: Leske & Budrich.
- Fthenakis, W. E. & Textor, M. R. (Hrsg.). (2002). *Mutterschaft, Vaterschaft*. Weinheim: Beltz.
- Gilhol, T. K. (1985). Legal rights of disabled parents. In S. K. Thurmann (Ed.), *Children of handicapped parents - Research and clinical pespectives* (pp. 11-32). Orlando: Academic Press.
- Greer, B. G. (1985). Children physically disabled parents: some thoughts, facts, and hypotheses; in S. K. Thurmann, (Ed.), *Children of handicapped parents - Research and clinical pespectives* (pp. 131-142). Orlando: Academic Press.
- Gruber, H. & Hammer, A. (Hrsg.). (2000). *Ich sehe anders. Medizinische, psychologische und pädagogische Grundlagen der Blindheit und Sehbehinderung bei Kindern*. Würzburg: edition bentheim.
- Heinrich, I. (2006). *Der Mann als Vater. Was der Übergang zur Vaterschaft für den Mann bedeutet, vor dem Hintergrund eines neuen Vaterbildes, unter Berücksichtigung von Vater-Kind-Beziehungen in verschiedenen*

Konstellationen von Vaterschaft. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.

Hermes, G. (2003). *Zur Situation behinderter Eltern. Unter besonderer Berücksichtigung des Unterstützungsbedarfs bei Eltern mit Körper- und Sinnesbehinderungen.* Unveröffentlichte Dissertation, Universität Marburg. Zugriff am 17.9.2012 unter <http://www.elternassistenz.de/doku/disert-hermes.pdf>

Höfner, C. (2003). *Vaterschaft heute. Einstellungen, Bilder, Hoffnungen und Ängste. Werdende Väter und ihre Partnerinnen.* Band 1. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Wien.

Jakober, S. (2008). *Mutterschaft bei Sehbeeinträchtigung und Blindheit. Eine Bestandsaufnahme aus der bindungstheoretischen Perspektive.* Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.

Jüttemann, G. (Hrsg.). (1985). *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder.* Weinheim: Beltz.

Kapella, O. & Rille-Pfeiffer, C. (2007). *Einstellungen und Werthaltungen zu Themen der Vereinbarkeit von Familie und Erwerb. Deskriptive Ergebnisse einer Einstellungs- und Wertestudie zu Mutter- und Vaterrolle, Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit der Frau.* Österreichisches Institut für Familienforschung. Working Paper Nr. 66/2007. Zugriff am 2.2.2013 unter http://www.oif.ac.at/fileadmin/OEIF/Working_Paper/wp_66_wertestudie.pdf

Kern, M. (1995). *Blind - und Mutter?* Unveröffentlichte Diplomarbeit, Hochschullehrgang für Lehrkräfte in den Gesundheitsberufen, Universität Innsbruck.

Kluge, K. J. & Sparty, L. (Hrsg.). (1977). *Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten.* Bonn: Rehabilitationsverlag.

Kratzenberg, M. (2010). *Das Projekt Familienentwicklung im Lebenslauf (FIL): Elterliche Rollenauffassung und Verteilung der Kinderbetreuungs- und*

Hausarbeiten im Längsschnitt. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.

Lamb, M. E. (Ed.). (1987). *The father's role: cross-cultural perspectives*. Hillsdale: Erlbaum.

Lamnek, S. (2005). *Qualitative Sozialforschung* (4. Aufl.). Weinheim: Beltz.

Lamnek, S. (2010). *Qualitative Sozialforschung* (5., überarbeitete Aufl.). Weinheim: Beltz.

Lenz, K. (1991). Prozeßstrukturen [sic!] biographischer Verläufe in der Jugendphase und danach. Methodische Grundlagen einer qualitativen Längsschnittstudie. In A. Combe & W. Helsper (Hrsg.), *Hermeneutische Jugendforschung. Theoretische Konzepte und methodologische Ansätze* (S. 50-70). Opladen: Westdt. Verlag.

Levc, B. (2005). „Und wer kümmert sich um das Kind?“ Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Graz. Zugriff am 12.12.2012 unter <http://bidok.uibk.ac.at/library/levc-kind-diplomarbeit.html#idp9355232>

Lux, U. (2000). Behinderte Eltern: (Fast) unsichtbar und doch überall. Expertise zur Lebenssituation von Eltern mit Körper- und Sinnesbehinderungen in der Bundesrepublik Deutschland (Materialien zur Familienpolitik Nr. 7). Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) In B. Behrisch (2005), *Vaterschaft, Erziehung und Alltagserleben von Vätern mit Behinderung. Eine empirische Studie zur Lebenssituation behinderter Väter auf der Grundlage von Interviews*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Berlin. Zugriff am 12.12.2012 unter <http://bidok.uibk.ac.at/library/behrisch-vaterschaft-dipl.html>

Matzner, M. (1998). *Vaterschaft heute: Klischees und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Campus.

Matzner, M. (2004). *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Mayring, P. (2000). *Qualitative Inhaltsanalyse* [28 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(2), Art. 20, 2000. Zugriff am 2.11.12 unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1089/2383>
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken* (5. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. (2003). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. (2008a). Qualitative Inhaltsanalyse. In U. Flick (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (6. durchgesehene und aktualisierte Aufl.). (S.468-475). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Mayring, P. (2008 b). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (10. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Mertens, W. (Hrsg.). (1983). *Psychoanalyse. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. München: Urban und Schwarzenberg.
- Mey, G. (2000). *Erzählungen in qualitativen Interviews. Konzepte, Probleme, soziale Konstruktionen*. Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, 1, S.135-151. Zugriff am 25.10.2012 unter http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/447/ssoar-sozsinn-2000-1-mey-erzahlungen_in_qualitativen_interviews.pdf?sequence=1
- Mey, G. & Höwing, P. (2001). *Großstadt(er)leben von Sehbehinderten. Eine explorative Studie*. (Forschungsbericht, Nr. 2-2001). Berlin: Technische Universität, Institut für Sozialwissenschaften, Abteilung Psychologie. Zugriff am 8.12.2012 unter http://psydok.sulb.unisaarland.de/volltexte/2004/335/pdf/ber2001_02.pdf
- Mintz, S. (2002). Mütter und Väter in Amerika. Ein Blick zurück. In W. E. Fthenakis & M. R. Textor (Hrsg.), *Mutterschaft, Vaterschaft* (S. 9-29). Weinheim: Beltz.

- Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.). (2007). *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Müller, A. (2010). *Die Mutter- und Vaterrolle bei Eltern von jungen Erwachsenen*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Müller, M. (1993). *Kinder blinder Eltern. Ergebnisse einer Befragung zu ausgewählten psychologischen Aspekten*. Unveröffentlichte Examensarbeit, Universität Hamburg.
- Nave-Herz, R. (1994). *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. Darmstadt: Primus.
- Newbrough, J. R. (1985). The handicapped parent in the community. A synthesis and commentary. In S. K. Thurmann (Ed.), *Children of handicapped parents - Research and clinical perspectives* (pp. 181-192). Orlando: Academic Press.
- Nickel, H. & Quaiser-Pohl, C. (Hrsg.). (2001). *Junge Eltern im kulturellen Wandel. Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich*. Weinheim: Juventa.
- Petzold, M. (2002). Definition der Familie aus psychologischer Sicht. In B. Rollett, & H. Werneck (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 22-31). Göttingen: Hogrefe.
- Pschyrembel (2004). *Klinisches Wörterbuch* (260., neu bearbeitete Aufl.). Berlin: Walter de Gruyter.
- Rath, W. (2000). Blindheit und Sehbehinderung. In J. Borchert (Hrsg.), *Handbuch der Sonderpädagogischen Psychologie* (S. 104-113). Göttingen: Hogrefe.
- Reichle, B. & Werneck, H. (Hrsg.). (1999). *Übergang zur Elternschaft: Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses*. Stuttgart: Ferdinand Enke.

- Rerrich, M. S. (1995). Familie. In U. Flick, E. von Kardorff, H. Keupp, L. von Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (2. Aufl.). (S. 348-351). Weinheim: Beltz.
- Resnikoff, S., Pascolini, D., Etya'ale, D., Kocur, I., Pararajasegaram, R., Pokharel, G., & Mariotti, S. (2004). *Policy and Practice. Global data on visual impairment in the year 2002*. Bulletin of the World Health Organization, November 2004, 82 (11). (844-851) Zugriff am 4.3.2013 unter [http://whqlibdoc.who.int/bulletin/2004/Vol82-No11/bulletin_2004_82\(11\)_844-851.pdf](http://whqlibdoc.who.int/bulletin/2004/Vol82-No11/bulletin_2004_82(11)_844-851.pdf)
- Rogers, C. R. (1973). *Entwicklung der Persönlichkeit - Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rogers, C. R. & Rosenberg, R. L. (1980). *Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rollett, B. & Werneck, H. (1993). *Die Bedeutung von Rollenauffassungen junger Eltern für den Übergang zur Elternschaft*. Wien: Universität, Institut für Psychologie, Abteilung für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie.
- Rollett, B. & Werneck, H. (Hrsg.). (2002). *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie*. Göttingen: Hogrefe.
- Rollett, B. & Werneck, H. (Hrsg.). (2008). *Das Längsschnittprojekt Familienentwicklung im Lebenslauf (FIL). Familienbezogene und individuelle Entwicklungsaufgaben und ihre Bewältigung im Jugendalter* (Forschungsbericht). Wien: Universität, Fakultät für Psychologie, Abteilung für Entwicklungspsychologie. Zugriff am 10.12.2012 unter http://homepage.univie.ac.at/harald.werneck/FIL/FIL-Infos_t6.htm
- Ruland, D. (1986). *Blinde Mütter, Väter, Eltern - sehende Kinder*. Unveröffentlichte Examensarbeit, Universität Marburg.

- Schlaffer, E. (2004). The ability of young people to start a family and have a family, and fatherhood. In C. Baumgartner [Übers.], *First European Fathers' Conference* (S. 39-45). Vienna: Federal Ministry for Social Affairs, Generations and Consumer Protection, Dep. for Men's Affairs (Div. V, Dep. 6).
- Schnell, R. (1988). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Schultes, B. (1998). *Möglichkeiten der sozialen Unterstützung behinderter Eltern unter besonderer Berücksichtigung der Situation blinder Eltern*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Katholische Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Köln.
- Seiffge-Krenke, I. (2001). *Neuere Ergebnisse der Vaterforschung*. Psychotherapeut, 46, 391-397. Zugriff am 3.4.2013 unter <http://link.springer.com/article/10.1007%2Fs002780100166?LI=true#page-1>
- Shackelford, S. L. (2004). *Blind Mothers' Perceptions of Their Interactions and Parenting Experiences with Their Sighted Infants and Toddlers*. Unpublished Dissertation, University of Texas, 2004. Zugriff am 13.12.2012 unter <http://repositories.lib.utexas.edu/bitstream/handle/2152/1405/shackelfords57068.pdf>
- Stein-Hilbers, M. (1994). *Wem „gehört“ das Kind? Neue Familienstrukturen und veränderte Eltern-Kind-Beziehungen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Stork, J. (1983). Frühe Triangulation. In W. Mertens (Hrsg.), *Psychoanalyse. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 69-75). München: Urban und Schwarzenberg.
- Tazi-Preve, I. M. (2006). Vaterschaft heute. Zentrale Ergebnisse auf Basis des Population Policy Acceptance Survey. In H. Werneck, M. Beham & D. Palz (Hrsg.), *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf* (S. 230-243). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Thurmann, S. K. (Ed.). (1985). *Children of handicapped parents - Research and clinical perspectives*. Orlando: Academic Press.
- Wagner, H. (2008). *Väterkarenz aus Sicht von Personalverantwortlichen österreichischer Unternehmen*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Werneck, H. (1998). *Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den „Neuen Vätern“*. Wien: Springer.
- Werneck, H., Beham, M. & Palz, D. (Hrsg.). (2006). *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Werneck, H. & Werneck-Rohrer, S. (Hrsg.). (2000) *Psychologie der Familie. Theorien, Konzepte, Anwendungen*. Wien: WUV Universitätsverlag.
- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (227-256). Weinheim: Beltz.
- Witzel, A. (2000). *Das problemzentrierte Interview* [25 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(1), Art. 22, Zugriff am 26.10.2012 unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>.
- Yankelovich, J, Skelly, S. & White, A. (1977). *Raising children in a changing society*. Minneapolis: Generell Mills.
- Zech, A. (2000). Väter-Forschung. In H. Werneck & S. Werneck-Rohrer (Hrsg.), *Psychologie der Familie. Theorien, Konzepte, Anwendungen* (S.293-299). Wien: WUV Universitätsverlag.
- Zinsmeister, J. (2005). *Staatliche Unterstützung behinderter Mütter und Väter bei der Erfüllung ihres Erziehungsauftrages*. Zugriff am 10.10.2012 unter <http://bidok.uibk.ac.at/library/zinsmeister-rechtsgutachten.html>

ANHANG

I) INSERAT

(Wurde über Mailinglisten verschickt, um blinde und sehbehinderte Menschen zu erreichen)

An alle blinden, bzw. sehbehinderten Väter!

Im Rahmen meiner Diplomarbeit an der Fakultät für Psychologie der Universität Wien möchte ich das Erleben der Elternschaft aus der Perspektive blinder, bzw. sehbehinderter Väter erheben.

Um dies bewerkstelligen zu können, suche ich dringend Väter, die sich für ein Gespräch zur Verfügung stellen.

Für nähere Informationen und Auskünfte können Sie mich jederzeit gerne kontaktieren!

E-Mail:

Telefonnummer:

Vielen herzlichen Dank im Voraus!

Elisabeth Scheicher

II) KURZFRAGEBOGEN

- Alter
- Schulbildung, beruflicher Werdegang, Berufstätigkeit
- Ursache und Grad der Sehbehinderung, (Vererbung?)
- geburtsblind, früh- späterblindet
- Partnerin (=Kindesmutter) sehend oder sehbehindert (Ursache der Sehschwäche - Vererbung?)
- In aufrechter Beziehung zur Mutter des Kindes / der Kinder? Im gemeinsamen Haushalt?
- Anzahl der Kinder? Kinder sehend oder sehbehindert?

III) LEITFADEN

Entscheidung für Kind / Zeit bis Geburt

- Kinderwunsch: Von Ihnen oder Partnerin ausgehend?
- Dauer der Beziehung vor Geburt des ersten Kindes?
- Wieso haben Sie sich für ein Kind / Kinder entschieden? Was waren Ihre Beweggründe? Wunschkind?
- Welche Bedenken hatten Sie, bevor Sie sich für ein Kind entschieden, bzw., als es unterwegs war?
- Wovon hingen Ihre Befürchtungen ab, bzw. wodurch wurden sie relativiert? (Partnerin, Umfeld)
- „Angst“ vor Vererbung der Sehschwäche?
- Wie war die Einstellung des Umfeldes zu Ihrem Kinderwunsch?
- Welche Erwartungen hatten Sie? Wie wollten Sie sich einbringen - in Pflege, Betreuung des Kindes?

Ab Geburt

- Wie war es dann tatsächlich, als das Kind da war?
- Waren Sie bei der Geburt dabei?
- Wie empfanden / erlebten Sie die erste Zeit mit dem Baby zu Hause?
(Gleichwertige Bezugsperson oder 2. Reihe hinter Mutter? Warum?)
- Was waren die einschneidendsten Veränderungen nach der Geburt des Kindes?
 - Partnerschaft
 - Aufgabe der Kinderbetreuung
 - Einschränkungen der Freizeit, Freiheit
 - Änderung des Lebensstils
- Sind irgendwelche prägenden Eindrücke präsent, können Sie sich an Schlüsselerlebnisse im ersten Umgang mit dem Kind erinnern?
- Waren Sie ein „aktiver Vater“?
- Haben Sie die Pflege übernommen? Warum? Warum nicht?
- Wie entwickelte sich die Beziehung zur eigenen -Familie
 - Freunden
 - anderen Eltern
- Erhielten Sie Unterstützung - inwieweit (Familie, Freunde, andere Eltern, Nachbarschaftshilfe, Persönliche Assistenz)

Beziehung zum Kind

- Wie würden Sie die Beziehung zu Ihrem Kind generell beschreiben?
- Worauf zurückzuführen?
- Worin unterscheidet sich Ihre Beziehung zum Kind im Vergleich zur Beziehung des Kindes zur (sehenden) Mutter?
- Glauben Sie, aufgrund Ihrer Blindheit in der Beziehung zum Kind benachteiligt zu sein?
- Wie verläuft der Bindungsaufbau ohne visuelles Sensorium?
- Was glauben Sie, läuft anders bei blindem Vater?

- Sehen Sie einen Vorteil für Ihr Kind durch diese „besondere Situation“?

Rolle und Aufgabe des Vaters

- Welche Rolle haben Sie im Umgang mit Ihrem Kind eingenommen?
(Spielender Vater / lernender Vater / autoritärer Vater,...)
- Worin sahen / sehen Sie Ihre Aufgabe als Vater?
- Haben Sie ausreichend Gelegenheit, sich in der Erziehung aktiv einzubringen, sich zu engagieren?
- Welche Vorstellungen mussten Sie begraben – warum?
- Was war das Enttäuschendste?

Umgang des Kindes mit der Erblindung

- Wie gingen die Kinder / das Kind mit Ihrer Erblindung um?
- Ab welchem Alter haben die Kinder Ihre Blindheit thematisiert, bzw. verstanden, dass der Papa nichts sieht und deshalb anders reagiert als Sehende?
- Ist Blindheit im alltäglichen Familienleben ein Thema, oder ist es eine Selbstverständlichkeit, die nicht weiter thematisiert wird?

Blinde Väter- Neue Väter

- Worin unterscheiden sich Ihrer Einschätzung nach blinde Väter von sehenden?
- Ist Ihnen der Begriff „neue Väter“ bekannt? Können Sie sich etwas darunter vorstellen? Sind Sie selber einer?
- Gibt es noch etwas, das bisher nicht angesprochen wurde, etwas, das Ihnen ein Anliegen ist, etwas, das noch gesagt werden sollte?

Ein Schlusswort?! ☺

LEBENS LAUF

Name	Elisabeth Scheicher, geb. Wehrl
Geburtsdatum	2. 1. 1963
Geburtsort	Wiener Neustadt
Staatsbürgerschaft	Österreich
Familienstand	verheiratet
Kinder	Matthias (1991), Sebastian und Benjamin (1993), Marie-Christine (1994), Constantin (1997), Caroline (1999)
Ausbildung	1969 Volksschule in Wiener Neustadt 1973 Bundesgymnasium Frauengasse in Wiener Neustadt 1981 Studium der Medizin an der Universität Wien 1995 Studium der Psychologie an der Universität Wien 2005 Studium der Pädagogik an der Universität Wien